

Elisabeth Dobler: »Einiges aus meinem Leben« Ein Bericht über die Arbeit in der Herrnhuter Mission in Surinam in den Jahren 1845–1865

eingeleitet und kommentiert von
Ursula Thiemer-Sachse

»Du leitest mich nach Deinem Rat,
Der anders nichts beschlossen hat,
Als was mir Segen bringet.
Geht's gleich zu Zeiten wunderbarlich,
So weiß ich dennoch, daß durch Dich
Der Ausgang wohl gelinget.«

Diese Verse aus dem Gesangbuch gaben Elisabeth Schlör innere Stärkung, als sie – damals noch ein junges Mitglied der Brüdergemeine – die Schwierigkeiten des Alltags zu meistern versuchte.

1819 geboren und in den Traditionen einer Familie aufgewachsen, die zumindest seit der Generation ihrer Großeltern zur Brüdergemeine gehörte und deren Ideale lebte, heiratete sie am 12. September 1844 den Bruder Johannes Dobler, um mit ihm in die Mission nach Surinam zu gehen. Johannes Dobler, am 11. Oktober 1811 in Hornberg im Schwarzwald geboren, hatte sechs Geschwister und war der Sohn von Johann Daniel Dobler, ebenfalls einem unter sieben Geschwistern, der vom 2. November 1762 bis zum 16. Februar 1854 gelebt hat. Über diese Entwicklung des am 23. Juli 1865 in Surinam verstorbenen Johannes Dobler erfahren wir einiges aus seinem autobiographischen Bericht, der postum in den *Nachrichten aus der Brüdergemeine* erschienen ist.¹

Das Leben der Elisabeth Dobler gestaltete sich in jenem tropischen Land im Nordosten Südamerikas unerwartet »wunderlich« – wie es in dem von ihr geliebten Gesangbuchtext anklingt.

In den Jahren 1859/60, also nach 15 Jahren, gab es eine kurze Unterbrechung

¹ *Nachrichten aus der Brüdergemeine* 48 (1866) 225–238. Von S. 234 an ist es die Darstellung seiner Witwe, die im Wortlaut jedoch von ihren hier vorliegenden autobiographischen Aufzeichnungen abweicht.

ihrer Aufenthalts in Surinam, die den Charakter eines Heimaturlaubs hatte. Also lebte Elisabeth Dobler bis zum Tode ihres Mannes im Jahre 1865 rund zwanzig Jahre an dessen Seite das Leben unter der »Botschaft vom blutigen Versöhnungstod Jesu« in jenem fernen Tropenland. Und zwar tat sie dies sehr aktiv und mit großer Eigenverantwortung.

Ein handschriftlicher autobiographischer Bericht über ihr tägliches Tun, ihre großen Erlebnisse und Erschütterungen sowie die Erfahrungen im Glauben ist erhalten geblieben. Sie hat ihn als Witwe verfaßt, und zwar für den Zeitraum bis zu ihrer endgültigen Rückkehr aus der Mission in Surinam nach Neuwied in den Schutz der Brüdergemeinde. In dem gesamten Bericht nennt sie nicht ein einziges Mal den Vornamen ihres Mannes, sondern erwähnt ihn generell nur als »mein Mann«, was einerseits den Respekt zeigt, den sie ihrem Lebensgefährten entgegenbringt, und andererseits darauf hindeutet, daß der Bericht nur für diejenigen gedacht war, die sich auskannten: die eigenen Verwandten und die Brüder und Schwestern im Glauben, für die Haltung und Handeln wichtiger waren als exakte Dokumentation. So fehlen insgesamt doch wohl einige Details, die für uns heute recht interessant sein könnten.

Das Manuskript befindet sich im Besitz ihrer Urenkelin Helga Dobler in Lomas de Cocoyoc, Oaxtepec/Morelos, in Mexiko. Spätere Aufzeichnungen der Elisabeth Dobler sind nur noch kurze Notizen zu den wichtigsten Daten ihres Lebens, die sie bis ins hohe Alter weitergeführt hat. Die letzte Eintragung von ihrer Hand betrifft den 25. Juli 1889 über die Geburt des Enkels Max Leonhard Dobler in Kleinwelka bei Bautzen. Damals stand Elisabeth Dobler kurz vor Vollendung ihres 70. Lebensjahres. Einer ihrer Söhne hat die Eintragungen fortgesetzt, jedoch nicht ihr Sterbedatum angegeben. Es handelt sich um Hinweise auf die großen Ereignisse der Weltpolitik zu Beginn unseres Jahrhunderts und die zu gleicher Zeit wichtigsten Ereignisse der Familiengeschichte. Daher wissen wir, daß der von Elisabeth Dobler zuletzt erwähnte Enkel es dann ist, der 1912 über England und die Vereinigten Staaten nach Mexiko ging. 1920 folgte ihm dessen Mutter Marie Elisabeth Dobler, geb. Linnich, Witwe von Johannes Theodor Dobler, dem am 22. September 1847 geborenen zweiten Sohn unserer Autorin, nach Mexiko. Auch sein Bruder Herman Theodor entschied sich für dieses lateinamerikanische Land, wo er im Juli 1921 in Westmexiko eintraf. Damit stellt sich die Verbindung zu den nunmehr in Mexiko lebenden Nachkommen der Elisabeth Dobler her.

Neben der Fülle von Eindrücken aus dem Miteinander der Schwestern und Brüder der Unität, die ihr Bericht vermittelt, sind es vor allem die Beschreibungen des Lebens in der Mission, die ihre Aufzeichnungen so interessant machen. Die darin enthaltenen genauen Daten und Aufzeichnungen über verschiedene

Personen, vor allem auch Brüder und Schwestern im Glauben, stellen einen konkreten Beitrag zur Missionsgeschichte der Herrnhuter in Surinam dar. Wie Elisabeth Dobler ausführt, hat ihr Mann rund 2000 Menschen getauft und damit in die Gemeinschaft der Brüdergemeine geführt.

Der Kampf mit der fremdartigen Naturumwelt, mit immer wieder aufflackernden Krankheiten und Trennungsschmerz, der durch Tod und Abschied von denjenigen erfolgen mußte, die in ihre deutsche Heimat zurückkehrten, kennzeichnete den Alltag der Elisabeth Dobler.

Sie wurde mehrfach Mutter: im Zeitraum von zwölf Jahren gebar sie sieben Kinder. Der Tod entriß ihr zwei bereits im frühen Kindesalter. Sie wußte aber im Glauben Stärkung zu finden. Schwer fiel ihr jedoch auch immer wieder der Abschied von den Kindern, die – sehr klein noch – nach Deutschland gegeben werden mußten, und zwar zur Erziehung und Ausbildung durch die Unität. Elisabeth Dobler ließ sich sogar überzeugen, ihre dreieinhalbjährige Tochter Ellse, ihr sechstes Kind, in Deutschland zu lassen, als sie nach ihrem Erholungsurlaub nach Surinam zurückkehrte. Erfahrungen aus der eigenen Kindheit und Jugend wirkten dabei mit und vermochten sie zu stärken.

Die Schilderungen der Seereisen nehmen einen besonderen Platz in dem Bericht ein, weil Elisabeth Dobler dort die Nöte der Passagiere auf entsprechenden Überfahrten sichtbar macht und eine eindrucksvolle Schilderung einzelner Charaktere gibt. Außerdem erfährt man, wie die Autorin sich der Menschen annimmt, und zwar nicht nur der ihr ausdrücklich zum Schutze anempfohlenen.

Viele Einzelheiten lassen erkennen, wie sich die Schwester der Herrnhuter Brüdergemeine mit den Problemen des Zusammenlebens von Vertretern unterschiedlicher Menschengruppen auseinandersetzte, zum Beispiel der Sklaven afrikanischen Ursprungs und der Chinesen. Sie wertete Handlungen und Haltungen und stellte dabei ihren Lebensidealen getreu Gewaltanwendung und Unterdrückung, aber auch Ignoranz und Selbstherrlichkeit in Frage und verurteilte sie. Den missionierenden Jesuiten stand sie dabei ebenso kritisch gegenüber wie anderen, die ihre Interessen in Form eines unterschwelligten Konfessionsstreits durchzusetzen versuchten. Sie schilderte das Auftreten von einzelnen Juden sowie Christen anderer Konfession und nahm zu deren Lebenshaltungen Stellung – wobei sie teilweise durch hilfsbereites Handeln die Distanz überwand. Nur gegenüber den »Götzenpriesterinnen« als denjenigen, die ihre Missionstätigkeit wohl am meisten gefährdeten, bezog sie offenbar eine ablehnende Haltung. Sie verwies auf die Missionspraktiken ihres Mannes; dazu gehörte auch: »Manchen Götzentempel hatte er zerstört und manche Götzenpriesterin getauft ...« (S. 93). Es ist bei ihr bemerkenswerterweise nur von Götzendienereinen die Rede. Die Religionspraktiken der Buschneger-Bevölkerung

(ndl. marons; engl. maroons) sind dadurch gekennzeichnet gewesen, daß es Medizinmänner oder Schamanen und ebensolche Frauen gab, die von einem Geist besessen waren, sogenannte Wintimänner und Wintifrauen.

Elisabeth Dobler selbst wurde in die Aufgaben der Schulerziehung einbezogen, weil sie ihren Mann aktiv und eigenverantwortlich vertreten mußte, während er auf Missionsreisen im Lande unterwegs war. So sind es nicht nur der Haushalt und ihre eigenen Kinder, um die sie sich zu kümmern hatte. Sie wurde vielmehr zu einem Mittelpunkt des Geschehens, des täglichen Miteinanders der Menschen in den verschiedenen Orten Surinams, in denen das Ehepaar während seines zwanzigjährigen Aufenthalts eingesetzt war. Dabei nahm sie auch von Anfang an Einfluß auf andere Frauen, Schwestern der Brüderunität, die sich weniger aktiv und selbständig unter diesen extremen Bedingungen zu bewegen vermochten. Auch war sie mit der Alphabetisierung Erwachsener befaßt. Dies läßt sich aus ihrem bescheiden formulierten Tatsachenbericht erschließen.

Wenn sie weniger auf die Mühen ihres Mannes während seiner Missionsreisen einzugehen vermochte, dann vor allem, weil sie fast nie an den gefährvollen Bootsreisen in diesem fast amphibisch zu nennenden Lebensraum teilnahm, sondern nur immer die Auswirkungen bis zur Zerrüttung der Gesundheit ihres Mannes zu spüren bekam. Sie wurde insgesamt gut mit den an sie gerichteten Anforderungen fertig und vermochte manches Außergewöhnliche so einzuschätzen und zu bewältigen, wie sie es einmal formulierte, nämlich: »Dies war ganz surinamisch« (S. 79). Sie hatte diese fremdartige Lebenswelt zur ihrigen gemacht!

Neben der gleichmäßigen Schrift lassen wichtige Hinweise aus ihren Aufzeichnungen klar erkennen, wie ihre Autobiographie entstanden ist. Einerseits spricht sie bei der Beschreibung der ersten Aufgaben, die das Ehepaar in Surinam zu erfüllen hatte, von ihrem »seligen Mann« (S. 23). Das zeigt eindeutig, daß sie ihre Aufzeichnungen, so wie sie erhalten sind, während ihres Witwentums begonnen hat. Andererseits bestechen die genauen Daten- und Namensangaben, an denen nicht zu zweifeln ist. Hatten die Aufzeichnungen doch eher das Ziel, eine Lebensbilanz zu ziehen und die »Geschwister« der Brüderunität sowie ihre eigenen Nachfahren zu unterrichten, als das, eines Tages als ein bemerkenswertes Zeitdokument zur Veröffentlichung vorgelegt zu werden. Zu diesen genauen Angaben steht der Hinweis der Autorin im Kontrast, daß sie zu Beginn der sechziger Jahre nach langer mit Fieber verbundener Gallenblasenentzündung zwar wieder zu Kräften kam, »aber blutarm bin ich geblieben, auch blieb mein Gedächtnis für immer geschwächt.« (S. 86 ihres auf 98 Seiten eines Schulheftes niedergeschriebenen Berichts). Sie muß sich also auf frühere Notizen gestützt haben, denen sie auch die Darstellung anlässlich des Todes ihres

Mannes entnahm, möglicherweise vergleichbar denen der Annalen ihrer letzten Lebensjahre. Dabei flocht sie offensichtlich Familienüberlieferungen ein, die ihre eigene Kindheit betrafen. Da sie eine Reihe leiblicher Geschwister hatte – drei oder auch vier Schwestern sind im Bericht beiläufig erwähnt –, sind derartige Streiflichter glaubhaft. Sie sind auch gewiß wichtig, weil sie bestimmte Situationen, wie sie für das Leben und den Glauben in der Brüdergemeinde in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts kennzeichnend sind, aus der Sicht einer Frau wiedergeben.

Auch scheint Elisabeth Dobler den Bericht aus einer entsprechenden zeitlichen Distanz verfaßt zu haben, die es ihr möglich machte, mit folgender Bemerkung ihren weiteren Lebensweg in den Schluß einzubeziehen: »Den 10. Juli 1866 in Neuwied angekommen, zog ich gleich ins Wittwenhaus, wo auch noch mancherlei Schweres meiner wartete.« (S. 98).

Aus ihren späteren Kurznotizen geht hervor, daß sie den Problemen der Mission verbunden blieb. Ihr erstgeborener Sohn August wirkte als Missionslehrer zunächst in Indien und später im mittleren Westen der USA.

Auch findet sich eine Bemerkung, die aus dem Rahmen der Aufzeichnungen über Lebensdaten ihrer Kinder, Schwiegerkinder und Enkelkinder herausfällt und zeigt, daß sie weiterhin am Geschehen in Surinam Anteil nahm. Sie vermerkte für den 11. Mai 1883: »Einweihung der neuen Kirche auf Cath. Sophie Suriname.« 1855 war ein vorheriger Kirchenbau geweiht worden, der dort erstmalig entstanden war und ihrem Mann als besondere Wirkungsstätte gedient hatte.

Die holländische Kolonie Surinam, seit 1667 unter niederländischer Kontrolle (dabei von 1804–1816 letztmalig unter englischem Einfluß), stand unter der Oberhoheit eines vom holländischen König eingesetzten Gouverneurs, als das Ehepaar Dobler dort wirkte. Die Gesamtbevölkerung wird für die Mitte des 19. Jahrhunderts auf annähernd 70 000 Menschen geschätzt, von denen ungefähr 17 000 Indianer und sogenannte Buschneger (ndl. *bosnegers*) waren, letztere die Nachfahren entlaufener Sklaven afrikanischen Ursprungs und deren Mischlinge mit Indianern der Gruppen, zu denen sie geflüchtet waren. Es gab dort damals zudem ungefähr 4000 Asiaten, in der Mehrzahl wohl Chinesen, die als sog. »Kulis« zur Arbeit auf den Plantagen ins Land geholt worden waren.

Für 1882 gibt es eine Schätzung, die fast 24 000 »Herrnhuter« für Surinam angibt. Man bedenke, daß die Brüderunität in jener Zeit insgesamt ungefähr 30 000 Mitglieder hatte – und dazu rund 70 000 Anhänger in den Missionsgebieten, damals »Heidenchristen« genannt. Aus diesen Zahlen wird deutlich, welche Rolle die auch von den Doblern mitgetragene Missionstätigkeit in Suri-

nam im Verhältnis zu den gesamten Aktivitäten der Herrnhuter Brüdergemeine besaß, entfiel doch ungefähr ein Drittel der von ihr Missionierten auf eben dieses südamerikanische Gebiet jenseits des Atlantik.

1735 waren die ersten drei Herrnhuter dorthin gekommen, um die Möglichkeiten einer Missionsarbeit zu erkunden. Drei Jahre vorher hatten die Herrnhuter auf der Antilleninsel Santo Tomás damit begonnen; im gleichen Jahr 1735 setzten sie mit ihren Bemühungen in Nordamerika ein, erst später dann in der afrikanischen Kapprovinz (1737). 1748 gründeten sie den Ort Pilgerhut in Berbice, der 1763 bei einem Sklavenaufstand zerstört wurde. Es handelte sich zuerst um eine Missionsarbeit unter den indianischen Ureinwohnern von Surinam. Die Missionsstation wurde jedoch dann von den Indianern verlassen, die sich vor den *bosnegers* fürchteten. Eine 1845 – in dem Jahr, in dem auch das Ehepaar Dobler in Surinam Fuß faßte – von holländischen Bauern in Groningen am Saramacca-Fluß gegründete Niederlassung brach bald völlig zusammen. Insgesamt war das Klima Surinams für Europäer nicht günstig, wie auch aus den vielen Hinweisen auf Krankheiten im Bericht unserer Autorin deutlich wird. So kam es, daß vor allem die Befriedung des Inlandes von den Herrnhutern abhing, die entlang der Flüsse Cottica, Commewijne, Suriname, Para und Saramacca Pflanzungen anlegten. Als Höhepunkt der Mission wird die Zeit nach der endgültigen Sklaven-Emanzipation 1863 angesehen, eine Zeit, in deren Anfang noch die Bemühungen des Bruders Dobler fielen.

Surinam war ein besonderes Zuckerrohr-Anbaugebiet. Aber auch Kakao, Kaffee und Baumwolle spielten in seiner Wirtschaft eine Rolle. 1858 wurden rund 250 Plantagen betrieben. Die letzten sieben Jahre vor der endgültigen Emanzipation der Sklaven betrug die Zuckerproduktion 15 000 Tonnen. Nach der Aufhebung der Sklaverei ging die Zahl der auf den Plantagen Tätigen sehr zurück. Sie betrug 1882 nur noch etwas über 8000, von denen knapp die Hälfte Einwanderer waren. Nachdem 1878 Gold in ausbeutungswürdiger Menge im Saramacca-Fluß und den linken Nebenflüssen des Maroni entdeckt worden war, veränderte sich die Situation stark, weil ein Jahr darauf schon Hunderttausende Hektar in Form von Konzessionen an Goldsucher vergeben waren und der Goldrausch die Freigelassenen von den Plantagen abzog. Doch diese mit Zahlen zu veranschaulichende Krisensituation der Plantagenwirtschaft bildete sich erst heraus, als Frau Dobler längst in ihre deutsche Heimat zurückgekehrt war.

Die Küstenregion Surinams ist durch viele Flußsysteme und durch Kanäle gekennzeichnet. Letztere sind von den Holländern entsprechend ihren heimatischen Erfahrungen angelegt worden und vergrößerten das Netz der Verkehrswege entscheidend, so der 1809 gebaute Kanal, der vom Wanicakreek ausging und die Flüsse Saramacca und Suriname verband. Auf diesen Verkehrsadern

führ auch der Herrnhuter Bruder Dobler im von schwarzen Rudersklaven vorangetriebenen Boot auf seine Missionsreisen. Dies war die Welt, in der die Brüdergemeinde in Südamerika missionierte, die Welt, die uns aus den persönlichen Eindrücken der Elisabeth Dobler entgegentritt.

Der Text ihres Berichtes wurde so übernommen, wie er verfaßt worden ist. Auf eine Anpassung an die gegenwärtig gebräuchliche Orthographie wurde verzichtet. Mit einer Reihe von Anmerkungen wurden Details korrigiert oder auch kommentiert, deren Sinn manchem heutigen Leser eventuell weniger vertraut ist. Die Seitenzahlen des Originalmanuskripts sind in eckigen Klammern eingefügt.

Einiges aus meinem Leben

[1] Ich bin geboren in Bönnigheim², den 25. Oktober 1819.³ In meiner zarten Kindheit, nach dem Tode meiner beiderseitigen Grosseltern, zogen meine Eltern im Winter vom Hause meiner Mutter in das Haus meiner Grosseltern väterlicher Seits, während ich die Rötheln hatte. In Federbetten gewickelt wurde ich über die Strasse getragen; soll aber hernach einmal so schwach gewesen sein, dass man mich für todt hielt; auf einen Theelöffel alten Wein, der mir eingeflösst wurde, sei ich wieder zum Leben gekommen. Später einmal hielt man mich für verloren, meine Mutter suchte mich in der Angst mit einer langen Stange in einem offenen niedrigen Brunnen und unter der Stadtmauer, an einer Stelle, wo das Wasser durchgeleitet war. Meine leichtsinnige Wärterin (Fried. Schnatterer) hatte mich nach ihrer Gewohnheit an eine Hausecke [2] gesetzt, und mich allein gelassen; um diese in die Angst zu bringen, versteckte mich unsere Nachbarin (Eva Tomas) in ihrer Schlafstube, hinter ihrem Bett, wo ich mich auch ganz still soll verhalten haben, bis ich wieder hervor geholt wurde, (das Mädchen wurde dafür bald entlassen).

Durch den Umzug meiner Eltern mussten wegen uns Kindern die Diaspora-Versammlungen⁴ verlegt werden, welche bisher für die Schwestern in unserem

² Ort in Württemberg, nördlich von Stuttgart.

³ Der Geburtsname Schlör der Verfasserin dieses autobiographischen Berichtes Elisabeth Dobler, genannt Lisbet (S. 14 des Manuskripts) ist bei deren Urenkeln nicht mehr bekannt gewesen.

⁴ Die ursprünglich für die seit dem babylonischen Exil außerhalb Palästinas unter den »heidnischen« Völkern lebenden Juden verwendete Bezeichnung Diaspora (aus dem griech. Wort für »Zerstreuung« abgeleitet) benutzten die nicht in Herrnhut wohnenden

Hause gehalten wurden. Mein Vater war, wie seine Eltern, ein warmer Freund der Brüdergemeine, und nahm auch später an der Leitung der Versammlungen theil. Er hatte eine strenge Kindererziehung, welche mir aber mehr Furcht als Liebe zu ihm einflösste; doch so viel wurde mir bald klar, dass meinen Eltern das Seelenheil ihrer Kinder sehr am Herzen lag, daher auch nichts unversäumt blieb, uns vor den Verführungen der Welt [3] zu bewahren; solcher Gefahr war ich in nächster Nähe ausgesetzt.

Eine uns gegenüber wohnende Frau, namens Hörsch wusste einen bösen Einfluss auf mich auszuüben; oft wenn meine Eltern nicht zu Hause waren, rief sie mich in ihr Haus zu ihrer Tochter, welche mit mir in gleichem Alter war. Eines Tages redete sie mir unter allerlei Versprechungen so lange zu, bis ich mich verleiten liess, ihr in unserem Keller Wein zu zapfen, in eine Giesskanne welche sie mir zu diesem Zweck mitgab; auch Schinken wollte sie gern aus dem Schornstein haben, wozu ich jedoch nicht fähig war; und welche Angst und Herzklopfen bekam ich, als ich Tags darauf meinen Vater die Mutter fragen hörte »Was ist nur im Keller passiert? Der Kran am grossen Fass leckt ja!« Ich hielt mich ganz still, ging aber von dem an nicht mehr in das Nachbarhaus. Etwa 15 Jahre später, als ich zum Besuch zuhause war, ging diese starke Frau, samt ihrer elend gewordenen Tochter am Bettelstab; [4] da riefen sie mir auf der Strasse nach »Ach, hätten wir doch gelebt wie du! Du hast einen besseren Weg eingeschlagen. Wir müssen jetzt büssen für unsere Sünden!«

Sobald ich begriffen hatte, dass die Frommen selig und die Gottlosen verdammt werden, fing ich an, über die Sache nachzudenken, ich fühlte, dass ich nicht fromm sei, und wünschte, als Kind zu sterben, weil ich gehört hatte, dass alle Kinder selig werden. Einmal stand ich am oberen Stadttor, und sah in der Ferne die schönen, dicken, weissen Wolken auf dem Heuchelberg (die Grenze zwischen Baden und Württemberg), drei Stunden von Bönningheim entfernt. Da dachte ich »ach, wäre ich doch auf dem Berg, da könnte ich in den Himmel hineinsteigen.« Ich bekam eine solche Sehnsucht, dass ich anfang zu laufen nach diesem Ziel, unbekümmert, was meine Mutter sagen würde, wenn ich nicht mehr nachhause käme. Ich sprang und sprang auf der Chaussee, und [5] schaute dabei oft unter den Bäumen weg nach meinem Ziel aus, bis mir endlich klar

Mitglieder der Brüdergemeine, die mitten unter einer Bevölkerung anderer Konfessionen wohnten, für ihre Gemeinschaft. Der Begriff bezog sich vor allem aber auf die Freunde der Brüdergemeine in den evangelischen Landeskirchen, die in Gemeinschaften zusammenkamen und von Herrnhuter »Diasporaarbeitern« betreut wurden. Die Besucher dieser Diasporaversammlungen traten nicht aus der Landeskirche aus und wurden auch keine formellen Mitglieder der Freikirche Brüdergemeine.

wurde, dass ich die Wolken nie werde erreichen können, denn sie schienen immer entfernter zu sein, und traurig kehrte ich wieder um; träumte dann auch einmal des nachts, wie ich vor unserem Hause langsam gen Himmel geschwebt sei, aber oben an den Wolken angelangt, wieder herunterfiel, worüber ich aufwachte.

In meinem 6ten Jahr fing ich an, die Schule zu besuchen, und da ich, durch die Hilfe meiner Schwester schon anfang zu lesen, während die Anderen erst die Buchstaben lernen mussten, so hatte dies zur Folge, dass ich in den Klassen immer voraus war, und bei solchen zu sitzen hatte, die 1–2 Jahre älter waren als ich.

Einmal lief ich heimlich fort, um im Schulhof die Seiltänzer und Kunstreiter zu sehen; da, beim Ausschauen, in der Nähe eines grossen Nährbrunnens stehend, fühlte ich mich plötzlich ganz sanft, sitzend emporgehoben, woraufhin ich in eine Pfütze geworfen wurde; ein entronnener Ochse hatte mich auf die Hörner genommen, und wieder abgesetzt.[6] Als ich nass tropfend nachhause kam, erhielt ich meine Strafe.

Später einmal warf mich, samt meinem kleinen Schwesterchen ein solch wilder Ochse um, und sprang über uns weg, ohne uns im Geringsten beschädigt zu haben.

Das Lernen wurde mir nicht schwer, gelegentlich stellte mich unser Schullehrer kurz zur Aushilfe zum Schulehalten an; und das ganze letzte Schuljahr besorgte ich ihm den Küsterdienst, wobei ich jedoch manche Schule versäumte.

1832 besuchte ich vom 1ten Februar bis Mai täglich den Confirmations-Unterricht als Confirmandin bei Vikar Binder, welcher mir sehr gesegnet war. 1833 war ich Confirmandin, und genoss den Unterricht bei Vikar Kraus, einem ganzen Weltmann. Selten kam er zur rechten Zeit um 11 Uhr, daher mir die Aufgabe wurde, ihn zu rufen, und häufig fand ich ihn im Wirtshaus (Krone); so war sein Leben, so war auch seine Lehre. [7] Bald darauf wurde er seines Amtes entsetzt.

Die Confirmation durch Stadtpfarrer Kleinmann war mir, so wie auch der Genuss des heiligen Abendmahls, sehr wichtig, liessen aber keine besonderen Segensspuren bei mir zurück.

Jetzt aus der Schule auszutreten, kostete mich viele Tränen, einige mal, wenn um 8 Uhr die grosse Schulglocke läutete, nahm ich meinen Pack Bücher unter den Arm, die Bibel hatte nie fehlen dürfen, und wollte in die Schule gehen, bis mir's von meinem Vater ernstlich verboten wurde; aber ein Heimwehgefühl nach der Schule hatte ich jedes Frühjahr auch in Neuwied noch. Nun kam die Entscheidungszeit, wohin ich mich wenden wollte, zur Welt, oder zu Kindern Gottes; einen Mittelweg gab es nicht.

Die Welt hatte nichts Anziehendes für mich. In die Versammlung zu gehen und mich den Geschwistern anzuschliessen, wagte ich nicht, da zu der Zeit keine jungen Mädchen die Versammlung besuchten. [8] Da wir keinen gläubigen Prediger hatten, so fügte es Gott, dass wir dasselbe Jahr den frommen Dr. Hahn zum 2ten Prediger (Helfer) bekamen; bei ihm sollte ich mit meinen Altersgenossen, nach unser und unsrer Eltern Wunsch noch einmal den folgenden Confirmationsunterricht mitgeniessen, was er aber des feindlich gesinnten Stadtpfarrers wegen nicht wagte, dagegen versprach er, für die Neuconfirmirten eine Sonntagabend-Versammlung im Schulhaus einzurichten. Diese Versammlungen waren mir zu grossem Segen, ich freute mich von einem Sonntag zum andern darauf, sie wurden aber bald von Alt und Jung besucht, so dass die grossen Schulräume nicht mehr zureichten. Bald entstanden Erweckungen unter den jungen Leuten, welche sich dann, so wie auch ich, auf Helfer Hahn's Rat den Diaspora-Geschwistern anschlossen.

Nun war mein ganzer Wunsch und Bestreben, ein Eigenthum Jesu zu werden. Zu der Zeit wurde ich plötzlich krank; eine schwere Erkältung zog mir auf die Brust, und hinderte mich am Athmen; [9] ich bekam eine furchtbare Todesangst, meine ganze Grundverdorbenheit trat mir vor die Seele; ich schrie laut: Ach lieber Heiland! Erbarme dich über mich, lass mich nur noch eine Stunde leben! Vergib mir meine Sünden! Sonst bin ich verloren. Meine Sünden standen wie ein hoher Berg vor mir. Nichts fiel mir ein, als solche Sprüche und Verse, die von Gericht und Verdammnis handelten, wie »Oh Ewigkeit, du Dornenwort!«

Auf die Frage Helfer Hahn's, ob ich etwas besonderes auf dem Herzen habe, wusste ich nichts zu nennen, sondern hauptsächlich, dass ich für den Heiland gelebt und meine Sünden mir nicht vergeben seien und ich nicht beten könne. Da riet er mir! Er verstehe der Augen Tropfen und des Herzens Klopfen, und so seufzte ich die ganze Nacht hindurch, Herr hilf mir! [10]

Der Arzt hatte mir Blutegel setzen lassen, wodurch die Engigkeit nachliess. Da sah er ein kleines Büchel, das ich hinter mich versteckt hatte, es war das Anklopfen des Heilandes vor der Thüre des Menschen; dies zog er hervor, blätterte es durch, und sagte: »Fort mit dem Buch! Das ist nichts für dich; du stirbst nicht, und wenn du auch stirbest, so würdest du doch selig; du hast nicht gestohlen und nicht gemordet, und bist ein braves Mädchen.« Sein Trost haftete aber nicht, ich dachte, du bist ein ebenso armer Tropf wie ich. Mir lag alles daran, der Vergebung meiner Sünden gewiss zu werden; da machte mich Helfer Hahn darauf aufmerksam, dass es mir nur am Glauben fehle, und dann sagte er: »Als ein verordneter Diener der christlichen Kirche kann ich dich im Namen Gottes versichern, dass dir deine Sünden vergeben sind. Der Heiland hat sein Blut auch für Dich vergossen, und will dich jetzt an Kindesstatt annehmen.« —

Ich horchte ganz erstaunt, dachte in meinem Herzen: Ist das wahr? [11] Und plötzlich war mir, als sagte mir eine Stimme »Ja, es ist wahr.« – Auf einmal waren alle Zweifel verschwunden, ich fühlte den Frieden Gottes, und war die Nacht durch so selig, wie nie zuvor. Ob im Traum oder in Wirklichkeit, weiss ich nicht, aber, der Mond schien an die Wand, und da sah ich den Heiland am Kreuz, wie er mich so freundlich anblickte.

Wenn ich in den folgenden Tagen gefragt wurde, wie es mir gehe, so konnte ich weiter nichts antworten, als es geht mir gut. Ich konnte beten; viele tröstliche Bibelsprüche fielen mir ein. Mit meiner Gesundheit ging es wieder gut, und wenn ich über die Strasse ging, so bedauerte ich in meinem Herzen fast jedermann, von dem ich wusste, dass er noch ohne einen Heiland lebt.

Zu Ostern 1837 nahm mich mein Vater mit nach Neuwied, zum Besuch, woselbst er einen Bruder hatte. Mir wurde die Wahl gelassen, da zu bleiben, oder wieder mit nach hause zu gehen. Beides wurde mir schwer, [12] und da ich wusste, dass mich meine Mutter nicht gerne wieder fortgehen lassen würde, so entschloss ich mich, zu bleiben, wodurch ich ihr aber viele Tränen soll verursacht haben.

Ich war der Meinung, unter lauter Kinder Gottes zu kommen, und da unter Gleichgesinnten ungestört dem Heiland leben zu können, worüber ich mich aber bald getäuscht fand. Ich kam auf die Mädchenstube zu wohnen, und gleich, den ersten Tag, zu einer Stunde, da gerade keine Vorgesetzte da war, trieben die Mädchen (lauter zur Gemeine gehörige) sich vor beide Spiegel stellend, viel Leichtsinns; da sagte eine derselben »Aber Mädchen! Habt Ihr schon vergessen, dass gestern Schw. Räbel (die Pflegerin) zu uns sagte, wir sollten uns nur recht zusammen nehmen, denn wir bekämen jetzt eine steife Württembergerin auf die Stube«; worauf eine andere erwiderte: »Ja, und zu dir hat sie gesagt, du als die Älteste sollst mit gutem Beispiel vorangehen.«

Nun hatte ich genug; ich vermisste die Herzensfreundschaft, die wir zuhause hatten, war für mich verschlossen, und hatte viel Heimweh, wovon ich jedoch in meinen Briefen nichts erwähnte, [13] da dieselben vor dem Abschicken erst von der Pflegerin gelesen wurden, daher ich manches darin heuchelte. Das Beten habe ich aber dabei nicht verlernt. Oft lief ich hinauf ins Schlafsaalsgängel, sah dort sehnsüchtig nach der Richtung woher ich gekommen war, und wünschte, meine Eltern wüssten etwas von meinem Ergehen. Doch kann ich nicht leugnen, dass alle, Vorgesetzte und Mädchen gut zu mir waren, und mich freundlich behandelten. Ich wurde bald ins Mädchencor⁵ und im Mai des darauf folgenden

⁵ Einteilung in »Chöre«, d.h. nach Alter und Geschlecht sowie Lebensverhältnissen vereinigte Gruppen.

Jahres ins Schwesterncor, und im März darnach in die Gemeine aufgenommen.

In der Küche und Oekonomie traten Schwestern aus; da sollte ich nur 14 Tage lang aushelfen, da sich aber niemand zu der Stelle fand, so musste ich bleiben. Die viele Arbeit, 2 mal wöchentlich nachts ½1 Uhr aufstehen und backen, [14] und am Tag in Küche, Gärten und Feldern arbeiten, wurde mir am Anfang sehr schwer (bei 16 Thaler Lohn im Jahr), jedoch kam ich bald mit einer neu hinzugekommenen Schwester in ein vertrauliches Herzensverhältnis, was mir bis dahin gefehlt hatte. Wir waren einfältig und vergnügt im Herrn, beteten viel, und fühlten die Schwere unseres Berufs nicht mehr so drückend.

Als ich über 6 Jahre in Neuwied war, wollte ich auf Wunsch meiner Eltern zur Confirmation meiner jüngsten Schwester einen Besuch zuhause machen; dies wurde mir der vielen Arbeit wegen und weil niemand zur Aushilfe genommen werden sollte, abgeschlagen; darüber verstimmt wurde ich zur Pflegerin gerufen, (Schw. Winkler) welche mir sagte: »Lisbet! Du siehst ja so verstimmt aus; wohl darum weil Du nicht nachhause reisen darfst?« Ich: »Ja!« Sie: »Was fällt Dir ein, weisst Du nicht, dass Du Dienstschwester bist und Dich zu fügen hast?« und ich, mir wohl bewusst, dass ich bis jetzt unverdrossen, aus Leibeskräften, Tag und Nacht gearbeitet hatte [15] (wir hatten damals eine grosse Bäckerei) so dass ich nur Sonntag nachmittags von 2–5 Zeit hatte, meine Kleider zu flicken, auch dass ich, besonders im Sommer so viel als möglich verhindert war, die Versammlungen zu besuchen, (am Gründonnerstag mussten wir im Garten graben), fühlte mich jetzt recht unterm Druck. Ich weinte bitterlich, ging auf den Boden an meinen Schrank, schlug mein Gesangbuch auf, wo mir der mir Zeit des Lebens wichtig gebliebene Vers zu Gesicht kam. »Du leitest mich nach Deinem Rat, der anders nichts beschlossen hat, als was mir Segen bringet. Geht's gleich zu Zeiten wunderbar, so weiss ich dennoch, dass durch Dich – der Ausgang wohl gelinget. – Nach hartem Tritt, auf rauher Bahn – nimmst Du mich einst zu Ehren an, wo mich vor Deinem Thron erfreut – Die Krone der Gerechtigkeit – Herr Jesu Christ! Ach voll Begier, – wünsch ich zu sein, mein Gott bei Dir!« [16]

1844 erhielt ich einen Ruf als Gehülfin des led. Bruder Dobler auf die Mission nach Surinama⁶, den ich im Vertrauen auf des H.C.' Durchhülfe annahm. Den 12ten Sept. wurden wir in Neuwied durch Br. Gamba getraut; reisten am darauffolgenden Tag nach Zeist⁷ ab, und von da nach 2 Tagen Aufenthalt in

⁶ Surinama = Ndl. Suriname = Surinam, das damalige Holländisch Guayana.

⁷ Brüdergemeinort östlich von Utrecht.

Begleitung der zum Besuch in Europa gewesenen Geschw. Treu⁸ nach Amsterdam und Nuewediep⁹, wo wir uns an Bord eines Dreimasters begaben.

Wir waren auf einen engen Raum beschränkt, in dem das Schiff ausser Militär-Arzt und Offizier auch 65 Mann angeworbene Soldaten mit sich führte, welche im Schiffsraum untergebracht waren, sich aber den Tag über viel oben auf dem Verdeck aufhielten; einige Deutsche darunter, welche zu sprechen nur Br. Treu Erlaubnis erhielt, hatten viel Heimweh, und bereuten ihren gethanen Schritt zu spät. [17]

In der Nordsee begegneten wir einem seiner Masten beraubten Schiff, welches die Notflagge gehisst hatte. Ich sah nur einen Mann und eine schwarz gekleidete Dame, welche sehnstüchtig nach Hilfe ausschaute. Der Offizier verlangte von unserem Capitaen Maier, den Verunglückten zu helfen; statt dessen aber segelte er schnell vorbei, unter dem Vorwand, es könne ein gekapertes Schiff sein, worauf zwischen Kapitän und Ofizier ein heftiger Wortwechsel entstand. Diese arme Frau kam mir lange nicht aus dem Gemüth. Auf der Reise waren mir die Gebete Br. Treu's besonders für seine Kinder sehr wichtig. Die beiden Brüder hielten abwechselnd in unseren engen Räumen Morgensegen, und lasen Sonntags eine Predigt, auch gesungen haben wir oft.

Wir waren 7 Wochen auf der See, da hiess es eines abends, es gibt Schalkartoffeln zum Nachtessen, worüber sich alle Passagiere freuten, denn unsere Kost war immer knapp; auch bekamen die Seekranken, welche nicht essen konnten, nie etwas Stärkendes. [18]

Als wir eben bei einbrechender Nacht in die Kajüte zum Essen uns begeben wollten, erblickten wir in einiger Entfernung ein Feuer, welches wir für ein brennendes Schiff hielten; der Capitän liess messen und wurde mit Schrecken gewahr, dass wir vor einer Sandbank¹⁰ waren; rasch wurde Anker geworfen. Das Feuer war ein in Surinam üblicher Buschbrand.

Am folgenden Morgen sahen wir uns an der Seeküste, Salem gegenüber, wo Geschw. Jacobs wohnten. Wir waren also an der Mündung der Surinam¹¹ vor-

⁸ Wilhelm Treu war Präses der Brüdergemeine in Surinam von 1839 bis 1846.

⁹ Dieser Ort an der Küste vor Amsterdam – es ist identisch mit Nieuwedijk (»Neudeich«) – heißt heute IJmuiden.

¹⁰ Auf Holländisch hieß die gesamte mit Mangrovewäldern bewachsene Küste von Surinam: *modderige Zeekust*; vor der Küste lag die *Modder Bank*. Es handelt sich um Anschwemmungen der großen Flüsse, vor allem des Amazonas-Stroms, die sich in diesem Küstenbereich abgelagert haben.

¹¹ Ndl. Surinamerivier, einer der bedeutendsten Flüsse, der für das Land namengebend war. Die Flüsse des Schwemmlandgebietes der Küste, das in der Regenzeit bis zu 30 km

beigefahren, und mussten, um dieselbe zu erreichen, bei ungünstigem Wind 8 Tage lang in grosser Hitze zurück kreuzen, zu unserer Langeweile und zum Schaden unseres geizigen Capitäns, welcher, wie man glaubte, aus Geiz dem verunglückten Schiff nicht zu Hülfe gekommen war. [19]

Nach einer Seefahrt von 8 Wochen langten wir glücklich in Paramaribo¹² an. Br. Rätthling war uns in einem kleinen Boot entgegengefahren. Am Landungsplatz begrüßte uns eine grosse bunte Menschenmenge, welche uns ins Missionshaus geleitete, wo uns die Missionsgeschwister im Speisesaal bewillkommneten, und wo dem Herrn ein allgemeiner Dank für seine gnädige Bewahrung dargebracht wurde. Während wir die erste Woche im alten sogenannten Schneiderhaus wohnten, liess uns Bruder Tank¹³ (Vorsteher) in einem einstöckigen Gebäude¹⁴, zwischen der Kirche und der Vorsteher-Wohnung, eine Wohnung zurecht machen, die aber so tief lag, dass in der Regenzeit die Diele in der Schlafstube nass war, weil sie im Wasser lag, die Bretter der Seitenwände waren so schlecht angepasst, das man an vielen Stellen die Hand durchstecken konnte, später, nach uns wurde ein Stock daraufgebaut, und nur oben bewohnt; es hatte vorher zum Wäschetrocknen und zu einer Leichenkammer für unsere Neger gedient. [20] Unsere ganzen Möbel bestanden aus einem Tisch, vier Stühlen, einer alten Comode und zwei Bettstellen. Da wir unsre Sachen nicht auspacken konnten, so baten wir um einen Schrank für unsere Kleider, (die Geschwister waren alle gut mit Möbeln versehen), da sagte Br. Tank »Schwester Dobler, komm mit, ich will Dir zeigen, wo *ich* meine Kleider habe.« Ich ging mit ihm. Er zog seine Comode-Schubfächer auf, und zeigte mir seinen einzigen Sonntags-Anzug, Hose, Weste und Frack, einen Schrank hatte er nicht, auch ausser Leibwäsche keine Kleider, weil er sie immer bald wegschenkte, und meist neue trug; eine Bettstelle hatte er auch nicht, (er war seit kurzem Witwer), sondern seine Matraze lag auf der Erde (Diele) nach Negerart. »So,« sagte er, »so gehört sich's für Missionare«. (Er war ein reicher dänischer Ministersohn, im Schloss, auf dem Berg geboren). Er liess dann aber doch von einer Kiste aus

landeinwärts überschwemmt ist, bilden eigene Flußsysteme, die zum Meer hin entwässern, nicht zum Orinoko oder Amazonas.

¹² Paramaribo, bedeutende Stadt, am linken Ufer des Surinamerivier 25 km landeinwärts gelegen, heutige Hauptstadt, in der rund 90% der Gesamtbevölkerung des Landes leben.

¹³ Der Norweger Niels Otto Tank (1800–1864) war 1842–1847 Vorsteher, d.h. Verwaltungsleiter, der Herrnhuter Arbeit in Surinam. Er wurde bekannt durch seine Kritik an der Sklaverei.

¹⁴ In Surinam waren Stadt- wie Plantagengebäude Holzhäuser.

dem Missionsladen ein Schränkchen für uns zusammennageln und grau anstreichen. Ich hatte Wäsche auszubessern und mich dann seiner bes. Gunst zu erfreuen, [21] indem er mir manches von seiner sel. Frau schenkte. Oft hiess er mich mitkommen, wenn er Kranke besuchte; oft in der grössten Hitze, wo ich, im Schweiss gebadet, kaum gleichen Schritt mit ihm halten konnte, denn er war ein grosser Mann, und stets im Rennen.

Ohngefähr 4 Jahre wohnten wir in diesem Haus, während welcher Zeit wir manches erlebten, wovon ich hier nur einiges erzählen will. Den 24. September 1845 wurde unser erstes Kind geboren, welches durch Br. Treu, der zugleich Patenstelle übernahm, getauft und den Namen August erhielt. Zu der Zeit war viel Krankheit unter den Geschwistern, auch Schw. Hartmann, welcher ich in der Haushaltung half, bekam Fieber, und da niemand sonst konnte, so besorgte ich die gemeinschaftliche Küche und Haushaltung; fast in jedem unserer Missionshäuser lag jemand von Geschwistern krank. Ich ging in der Sonnenhitze von Haus zu Haus, um mich nach dem Befinden und den Bedürfnissen jedes Einzelnen zu erkundigen, und bekam denn auch Fieber. [22] Nun war mir aber nicht zumuthe, wie früher, wenn ich im Schwesternhaus einmal unwohl wurde, wobei mir der Gedanke kam, es könnte dies der Anfang zu einer Krankheit sein, die möglicherweise mein Ende herbeiführen könnte, worüber ich anfang, mich schon zum Voraus zu freuen; sondern, bei dem Gedanken, ich bin noch Wöchnerin, und wer weiss, ob das Fieber nicht einen schlimmen Verlauf nimmt, und vielleicht gar mein Ende herbeiführt, bekam ich mehr Angst als Freudigkeit, denn ich fühlte mich unvorbereitet, und mein Herz hing an Mann und Kind; doch der Herr segnete die angewandten Mittel, so dass ich in wenig Tagen wieder gesund war.

Bald wurde auch unser Präses, Br. Treu krank, an dem wir mit vieler Liebe hingen, und ging zu aller Leidwesen, nach kurzer Krankheit in die ewige Ruhe ein; er war ein unermüdeter treuer Knecht des Herrn. Nachts übersetzte er das Neue Testament ins Negerenglische¹⁵, und brachte ein ordentliches Gesangbuch zustande, und Tags über war er stets eifrig beschäftigt [23] mit predigen,

¹⁵ Als Negerenglisch = »negro English«, Sranang, wird der ursprünglich von den Kreolen gesprochene Dialekt bezeichnet, der sich zur *lingua franca* in Surinam entwickelte und neben Holländisch als der offiziellen Sprache des Landes weit verbreitet ist; er besteht aus einem Gemisch von Wörtern holländischer, englischer und portugiesischer Herkunft; seine Grammatik kennzeichnet ihn als echte Kreolsprache. Sie war allgemein gebräuchlich; es ist aus den Aufzeichnungen zu erschließen, daß auch die Kinder der Autorin diese Kreolsprache verwendeten, sie also dort auch in den Familien der Herrnhuter üblich war, zumal die entsprechenden Kindernädchen sie gebrauchten.

Unterricht, Conferenzen, Krankenbesuchen usw. und war Schullehrer. Ich war bei vielen Sterbebetten, aber ein Erbauliches auf solche Weise habe ich doch nicht erlebt; nicht nur, dass er viel für die Missionare, die Negergemeine und seine Angehörigen betete, sondern, er war auch einigemal entzückt, und erzählte herrliche Dinge, die er gesehen und gehört hätte. Die ganze Colonie war in Trauer, und der Leichenzug wollte kein Ende nehmen.

Da neben der Missionsarbeit meinem seligen Mann die Leitung einer Schuhmacherei und Lederhandel übertragen war, er aber oft auf Missionsreisen war, so besorgte ich den Lederhandel, half in der Haushaltung, hatte meinen Krankendistrikt zu besorgen, beim Abendmahls-Sprechen Theil zu nehmen, und sonst noch mehrere kleine Aemter zu besorgen, so überstieg es fast meine Kräfte; und als ich auch noch von einer bösen Augenkrankheit befallen wurde, [24] welche auch meine Kinder und viele andere hatten, während mein Mann selten zuhause war, so habe ich das Schlafen fast verlernt, und da mir durch die Unerfahrenheit der Frau des derzeitigen neuen Vorstehers nichts abgenommen, sondern noch mehr dazu zugemuthet wurde, so schwächte ich meine noch sehr schwachen Augen noch mehr durch vieles Weinen; auch hatte ich viel Sorge um meinen lieben Mann. Es war noch Sklaven Zeit, die Mission hatte auch nur Sklaven zur Arbeit, andere waren nicht zu bekommen; nun hätte mein Mann zu seinen Missionsreisen nach der Suriname¹⁶, Saramacca¹⁷, Batavia (Etablissement)¹⁸, Para¹⁹, Comerogne und Buschland²⁰ immer zum wenigsten 6 gesunde Bootsneger nötig gehabt, einen zum Steuern, und 5 zum Rudern²¹, damals waren die Touren noch lang, weil manche Plantagen noch nicht für's Evangelium geöffnet, auch ausser Charlottenburg und Salem noch keine Aussenposten angelegt waren; Wurstel en Jacobs war bereits eingegangen; Rust en Werk²² erst an-

¹⁶ Gebiet am Surinamerivier.

¹⁷ Gebiet am Saramaccarivier.

¹⁸ Auch Batavi genannt. Siedlung, an der Einmündung des Bataviakreek auf der rechten Seite des Copenamerivier gelegen; dorthin wurde die 1791 gegründete Lepröenstation Voorzorg 1823 verlegt.

¹⁹ Plantage Para, am rechten Ufer des mittleren Surinamerivier gelegen; der Pararivier oder Parakreek ist ein linker Nebenfluß des Surinamerivier.

²⁰ Landeinwärts liegende Urwaldgebiete in Boven-Suriname (Ober-Surinam), Lebensraum der sog. Buschneger: holl. bosnegers, deren Missionierung durch die Herrnhuter 1765 begonnen hatte.

²¹ Hauptverkehrswege waren in Surinam die Flüsse und Kanäle; Haupttransportmittel war das Balsaboot (Boot aus dem leichten Balsa-Holz), das gerudert wurde.

²² Im Mündungsbereich des Suriname Rivier am rechten Ufer des Commewijne Rivier gelegen.

gefangen. 6 Neger wurden ihm auf seine Beschwerde hin auch versprochen, [25] statt dessen bekam er aber nach wie vor stets nur 5 zum Theil kränkliche Neger mit ansteckenden Krankheiten von Beekhuizen²³, die zu keiner anderen Arbeit fähig waren. Dem einen waren die Zehen halb abgefault, einem andern die Fingerspitzen, und wieder andere hatten's versteckt unter ihren Kleidern; dazu war es wohl bekannt, dass sie sich manchmal auf seine Bootsmatratze legten, aus seiner Wasserkanne tranken, u.s.w., sie hatten ihn zugleich auf den Pl.²⁴ zu bedienen. So kam es denn oft, dass er, nachdem er angestrengt den Tag über gepredigt und gesprochen hatte, wenn er dann des abends nassgeschwitzt sich zur Weiterreise anschickte, erst die Neger zusammen holen und dann selbst rudern oder steuern musste, was für die Gesundheit auf den nächtlichen Ausdünstungen auf dem Fluss sehr schädlich war; dadurch bekam er häufig nichts zu essen, als seine Brodzwiebacke und Schinken, die er bei sich hatte. Er hatte keine Ordnung im Schlafen und Essen und war nur ein Wunder, dass er nicht noch öfter krank nach Hause kam. [26]

In unserer Wohnung waren alle möglichen Tierchen vertreten, ausser den lästigen Muskitten²⁵, Mombiren²⁶ und Zicken²⁷ auch Skorpione, Tausendbeine²⁸, Kreuzspinnen und andere ganz grosse, auch Schlangen und Kakerlaken ohne Zahl. Unsere Diele hatte manche Astlöcher, da kam es dann zuweilen vor, dass die kleinen, ganz gefährlichen, braungefleckten *ouroekoekoe-sneeki* (Nachtaubenschlangen), welche ihre Nester darunter hatten, heraufkrochen; einmal sass ich abends in der Dämmerung stricken, da plötzlich wickelte sich etwas langes, kaltes um meinen blossen Arm; der Dunkelheit wegen konnte ich es nicht erkennen, ich schleuderte es ab, und lief davon. Einmal, es war an einem Ostermontag, nahm ich aus einem mit einem Deckel versehenen Körbchen, welches hinter meiner Bettstelle stand, Kinderwäsche heraus, um sie einzuweichen, da blieb mir ein solches Thierchen an der Hand hängen; ich dachte, es sei eine von den grossen Eidechsen, sah aber gleich die Flecken, und schleuderte es mit einem Schrei unters Bett. Ein Bruder Tank, der gerade vorbei kam, tötete sie und trug sie hinaus. [27] Nicht weit davon, auf der hinteren Treppe zum Speisesaal sass der kleine Joh. Treu, neben ihm eine solche *ouroekoekoe*

²³ Ndl. »Bachhausen«, Name eines Ortes im Hafenviertel von Paramaribo am Suriname Rivier.

²⁴ Plantagen.

²⁵ Mosquitos, Stechmücken.

²⁶ Mombiren: ndl. mompelen = murmeln: summende Insekten.

²⁷ Zecken.

²⁸ Tausendfüßler.

Schlange zusammengerollt, er wollte mit ihr spielen, und während ich ihn schnell wegzog, war sie in ihr Loch gekrochen. Der Biss von dieser kleinen Sorte ist so gefährlich, das man in einer Stunde tot ist.

Was mir aus jener Zeit besonders erinnerlich geblieben ist, ist ein Besuch, welchen ich auf Pl. Rust en Werk bei Geschw. Wünsche machte, da sah ich zum erstenmal die unbarmherzige Behandlung der Negerklaven. Wir gingen abends spät an der Nachbarsplantage vorbei, während die Neger von der Feldarbeit kommend, sich in Begleitung des Bastian²⁹ (Treibers) vor dem Haus des Verwalters sich versammelten. Alle diejenigen Männer und Frauen, welche ihr vorgeschriebenes Mass Arbeit nicht fertig bekommen hatten, und das waren die meisten, wurden eins ums andere durch 2 Bastians, auf jeder Seite stand einer, auf blossen Körper durchgepeitscht, [28] dass das Blut herunterlief. Schreien durften sie nicht, sonst bekamen sie noch mehr Hiebe, sondern mussten, wie immer und überall üblich, »gran tangi masra!« (grossen Dank, Herr) sagen nach jedem Hieb. Die armen Geschöpfe sahen aus wie ein Gerippe, denn sie hatten fast nichts zu essen; es war lange Zeit grosse Hitze und Miswachs gewesen, daher sie Samstags keine Austheilung von Nahrungsmitteln für die Woche bekamen, und doch Tag für Tag die volle Arbeit von ihnen verlangt wurde. Ueber diesen Anblick wurde mir fast ohnmächtig; da sagte man mir: »Ja, das ist einmal nicht anders hier zu Land; wer seine Arbeit nicht fertig macht, bekommt Strafe, das muss man gewohnt werden.«

Den 22. September 1847 schenkte uns der Herr unser 2tes Söhnchen, welches mein Mann bei der Taufe in inbrünstigem Gebet dem Herrn an sein Herz legte. Er erhielt die Namen Theodor Johannes. [29]

Im Jahre 1848 wurden wir von der Stadt nach Charlottenburg versetzt, woselbst mein Mann mit Br. Jansa zusammen die Pl. des dortigen Distrikts mit Wort und Sakrament zu bedienen hatte. Nur einige mal reiste ich mit meinen 2 Söhnen mit, da hatte ich denn auf einer Plantage an der Perica³⁰ bei der Taufe der Erstlinge bei 2 erwachsenen Negerinnen Pate zu stehen, weil in jener Gegend noch keine Getaufte waren.

Den 13. Oktober 1849 schenkte uns der Herr ein kleines Mädchen, welches in der hl. Taufe die Namen Wilhelmine Auguste erhielt.

Im April 1850 wurden wir in die Stadt zurückberufen, um von da aus nach

²⁹ Bási (Saramaka-Bosnegers-Dialekt) = Boss einer Arbeitsgruppe an der Küste; (vielleicht abgeleitet von: Bastão (port.) = heiliger Stock zum Geisteraustreiben).

³⁰ Pericarivier, linker Nebenfluß des Cotticarivier.

der Saramacca, auf die Regierungsplantage Cath. Sophia³¹ zu ziehen, und den dortigen Distrikt zu bedienen, d.h. die Station selbst, die obere und untere Saramacca Plantagen und das Etablissement Batavia an der Copename³², wo die *Boersia* oder Lazaruskranken³³ wohnten. [30] Von der holländischen Regierung war an den Gouverneur die Weisung ergangen, dass daselbst eine Kirche gebaut und ein Missionar angestellt werden soll, dies wusste aber der Administrator Humphries (ein Irländer) zu verhindern, so dass wir wieder mehrere Jahre in der Stadt wohnten, von wo aus mein Mann seine früheren Pl. Reisen wieder fortsetzte, und dazwischen an der Missionsarbeit in der Stadt theilnahm.

Ich half aus, wo es nötig war bei Geschwistern, beim Sprechen, Krankenbesuch, Sonntagsschule, u.s.w. Wir wohnten im Eckhaus über dem Laden; uns gegenüber wohnte Herr Gisius, ein Makler, jetzt ist das Haus, Hof und Seitengebäude Missionseigenthum. Da konnten wir jeden Montag die Peitsche knallen hören, wenn der Herr seine 2 Sklavinnen, welche ihm in vergangener Woche durch ihren Kuchenverkauf auf der Strasse nicht genug Geld verdient hatten, peitschen liess. Da gab's auch grosse Bakroe-Geschichten³⁴, welche zu erzählen zu weit führen würde. [31]

Unsere kleine Wilhelmine war ein braves stilles Kind. Nach kurzer, aber schwerer Krankheit, Leber- und Gehirnhautentzündung, nahm sie der Herr am 10. August 1850 in einem Alter von 10 Monaten weniger 3 Tagen zu sich in sein himmlisches Reich, worüber ich mich bei allem Trennungsschmerz doch sehr freute. Viel schwerer wurde mir der Abschied von unserem kleinen August, welchen wir im darauffolgenden Jahr, am 10. Juli 1851 auf das Schiff begleiteten, um ihn zur Erziehung nach Klein-Welka³⁵ zu schicken. Er reiste mit dem verwitweten Bruder Rätthling, dessen Sohn August, Wilh. Döhrmann und Maria Vetter.

Das Jahr 1851 war ein besonders schweres für unsere Mission, indem so viele unserer Missionsgeschwister starben. Es wurde allgemein gemissbilligt, dass gleich zu Anfang der Krankheit die Conferenz den Brüdern, welche im Hospital zu besuchen und sonntags Versammlung zu halten hatte, verboten,

³¹ Catharina Sophia, am linken Ufer des Unterlaufs des Saramaccarivier gelegene Plantage, die 1790 gegründet worden war (nach der Ehefrau C.S. Bake des Gouverneurs Friderici benannt).

³² Coppenamerivier.

³³ Lazarus gilt als Patron der Aussätzigen; es sind hier die Leprakranken gemeint, deren sich die Herrnhuter besonders angenommen haben.

³⁴ bakkerij (holl.) =Bäckerei, also: Geschichten aus der Bäckerei.

³⁵ Kleinwelka, Brüdergemeinort in der Lausitz, nördlich von Bautzen.

während der Dauer des gelben Fiebers³⁶ dorthin zu gehen. [32] Dies machten sich die Jesuiten-Priester zu Nutze, sie besuchten alle Kranken und taufte die Nichtkatholiken, darunter auch europäische Soldaten und Matrosen, um, wenn dieselben im Sterben lagen, und keiner von den Priestern bekam das gelbe Fieber, während bei uns einer nach dem anderen daran starb. Auch die kranken Missionsgeschwister sollten wir nicht besuchen. Die Pflege bes. der led. Brüder Münch, Nonnig, Lehmann und Eisslöffel wurde allein einer Nationalgehülfen³⁷, der Mulatin³⁸ Philippine, überlassen; diese Krankheiten bekamen meist Furchtsame, auch junge Leute, die noch europäisches Blut hatten, und Kinder von 4 Jahren.

Den 26ten August 1851 schenkte uns der Herr ein gesundes, kräftiges Söhnchen, es wurde Friedrich Wilhelm getauft. Gleich nach der Taufe kamen einige Negerinnen zu mir, und erzählten, der Lehrmann³⁹ habe so sehr für sein Kind gebetet, dass er gesorgt habe, der Heiland wolle ihm, wenn er es für nötig fände, lieber eine schwere Krankheit auferlegen, als ihn den breiten Weg wandeln lassen, [33] damit seine Seele gerettet werde.

An demselben Tag, dem 6ten September, legte sich unser Theodor am gelben Fieber, welches so heftig auftrat, dass er zuletzt, nachdem ihn der Arzt wiederholt aufgegeben hatte, alle Todeszeichen bekam, auf welche alle Andern, bes. 4-jährige Kinder, auch Johannes Stanke, starben. Diese Zeichen waren, schwarzes Erbrechen, schwarzer Stuhlgang und schwarze Flecken um die Ellenbogen. Doch, der Herr segnete die zuletzt angewandten hom.⁴⁰ Mittel; (das viele Calomel⁴¹ wurde ausgeschüttet, welches die Ärzte in grosser Menge gaben). Er schlief wieder zum ersten mal, und mit der Besserung ging es rasch vorwärts, zum grossen Erstaunen des Arztes und zu unserer Freude und Dank gegen den Herrn.

Theodor hatte den festen Glauben, dass der Heiland Gebet erhört, weshalb er viel vorgebetet und gesungen haben wollte, und in den letzten Tagen der Krämpfe hörten sie jedesmal so lange auf, als ich bei ihm betete oder sang, [34]

³⁶ Auch Schwarzes Erbrechen oder Dschungelfieber genannte, von Viren hervorgerufene und von Mücken übertragene Infektionskrankheit der feuchtheissen Tropengebiete.

³⁷ Interessant ist in diesem Falle der Begriff »national«, der sich hier als »einheimisch« ausdeuten läßt.

³⁸ Mulatte = Mischung zwischen »Weissen« und »Schwarzen«, Nachkommen der aus Afrika importierten Sklaven.

³⁹ Auch *Ieriman*; sranang Bezeichnung für den »Lehrer«, den Missionar.

⁴⁰ Homöopathisch.

⁴¹ Kalomel, Quecksilberchlorid, besonders in der Medizin verwendet.

und kehrten gleich wieder, sobald ich mich zurückgezogen hatte. Auf des Arztes Befehl musste er, nur mit einem doppelten Bettuch zugedeckt, Tag und Nacht im Durchzug liegen; durch diesen Nachtzug zog ich mir auch eine Erkältung zu (als Wöchnerin) und bekam Fieber. Vor dem Arzt, dessen Masse Calomel ich fürchtete, liess ich mich nicht sehen, und der Herr gab seinen Segen, dass das Fieber nachliess, auf einige hom. Mittel.

Später einmal brachten die Neger meinen Mann nachts um 12 Uhr krank von einer Reise nach Hause. Er hatte Fieber und die rote Ruhr⁴² sehr stark. Er war nachts in seiner Hängematte im Durchzug gelegen und es hatte auf ihn geregnet. Die Brüder setzten mir stark zu, ich solle eiligst den Arzt rufen lassen, denn, meinte Bruder Wullschlegel⁴³, »bei solchem Blutverlust kann er nicht lange mehr leben, und Du kannst es dann nicht verantworten, wenn Du ihn ohne Arzt sterben lässt«. Da sagte mein Mann kurz: »Bitte verschont mich mit dem Arzt; [35] ist die Krankheit zum Tode, dann sterbe ich leichter ohne das viele Calomel; und ist sie zum Aufkommen, dann werde ich bei hom. Mitteln schneller wieder gesund.« Dies beruhigte mich; da meinte Br. Wullschlegel: »Na, wenn der wieder gesund wird, dann bekomme ich auch Glauben an die Homoeopathie.« Bruder Brauer hatte sich auch in denselben Tagen an der Ruhr erkrankt, gelegt, und zwar in viel schwächerem Grad; und als mein Mann von seiner ersten Pl.-Reise gesund wieder zurückkehrte, war ersterer noch bettlegerig und bekam immer noch Besuche vom Arzt.

1854 den 13ten Januar schenkte uns der Herr ein Knäblein, während mein Mann auf Reisen war. Es erhielt in der hl. Taufe den Namen Adolf Herrmann.

Den 31. Mai 1854 brachten wir unseren Theodor auf's Schiff, auf dem er in Begleitung der Geschw. Bauch mit ihrer kl. Caroline, Bruder Döhrmann, Carl Glöckler und Jul. Höppner [36] nach Europa zur Erziehung reisen sollte.

Das war wieder ein schwerer Abschied; wir eilten, uns von ihm zu trennen, und begaben uns schnell zur Schiffsleiter, während die 2 Knaben sich noch krampfhaft an ihre Eltern anklammerten, und herzerreissend flehten: »Ach liebe Eltern! Verstoß mich doch nicht! schick mich nicht fort! behaltet mich doch bei Euch! Ich will gewiss immer recht gehorsam und artig sein!« Währenddessen wurden schon die Anker gelichtet, wir kletterten rasch in unser kleines Fahrzeug hinunter, das schon stark hin- und her schaukelte, da hörten wir unseren Theodor schreien, sahen auch seinen Kopf über Bord hängen, und war dann gleich verschwunden. Später hörten wir, er wollte uns nach, über Bord springen, wurde aber schnell weggezogen und in die Kajüte hinunter getragen.

⁴² Dysenterie.

⁴³ Heinrich Rudolph Wullschlägel war Präses von 1849 bis 1855.

Oh, solche Szenen sind schrecklich, sie haben einen langen Nachklang, und schneiden bis in die Seele.

Nicht lange darnach sassen wir eines Nachmittags um 4 Uhr im Speisesaal beim Mittagessen, als ein heftiges Gewitter im Anzug war. [37] Um nicht den darauffolgenden tropischen Regen abwarten zu müssen, eilte ich mit meinem Teller in der Hand nach Hause, zu meinen Kindern. Eben angekommen, schlug der Blitz gerade über uns ein. Es war eine plötzliche furchtbare Erschütterung mit Krachen und Klirren, ich neigte mich am Tisch haltend zur Seite, und mein kleiner Wilhelm, welcher an seinem Tischchen stand, sank auf sein Stühlchen zurück, dann sagte er: »Mama! lobbi Helpiman ben skreki mí, ma a no ben kili mí«, d.h. »Mutter! Der liebe Heiland hat erschreckt mich, aber er nicht hat getötet mich«. Nun wollte ich die 2te Treppe hinauf, um nachzusehen, wurde aber der starke Schwefeldunst schon auf der 2ten Stufe zurückgedrückt. Es war ein kalter Schlag; der Blitz fuhr oben dem Draht entlang, zersplitterte eine Dachsparre und eine Anzahl Schiefern; fuhr von da über unseren Zimmerplatz, wo 2 Neger betäubt umfielen, [38] da quer über die Strasse in ein Haus, Treppe auf und ab, und zerschlug eine, unter der hinteren Hausthüre stehende Götzenprieesterin. Derweile kamen die Brüder von Tische an, jeder mit einem Scheuerlappen in der Hand, um die Niederlage, in welche der Regen geströmt war, von ihrem Wasserbad zu befreien.

Während dieser Zeit unseres Wohnens in Paramaribo machte ich eine traurige Entdeckung, wozu mir eine vertraute Negerin manchen Fingerzeig gab. Die meisten unserer Kinderwärterinnen trieben die Sünden Sodoms paarweise miteinander⁴⁴; dies näher zu schildern passt hier nicht, ist aber schrecklich und widernatürlich, ich selbst habe einmal des Nachts zwei bei ihrer Schandtat ertappt; sonst nehmen sie auch den Tag dazu. Selbstverständlich war ich stets in Angst um meine Kinder, während meiner Abwesenheit. Es ist nicht leicht, seine Kinder in solchen Händen zu wissen und treibt ins Gebet. Mehrmals hatte ich dieser Sache wegen Wärterinnenwechsel; aber selbst diejenigen, [39] welche als gute Kirchkinder angesehen waren, waren nicht frei davon, denn diese Sünde ging in der ganzen Stadt unter dem weiblichen Geschlecht sehr im Schwunge; sie nennen es *takroe mati*, d.h. hässliche Freundschaft. Davon wussten die Männer gelegentlich viel zu erzählen, denn es gab häufig Veranlassung zu Schlägereien zwischen Mann und Frau.

1855 wurde endlich der strenge Befehl der holländischen Regierung an den Gouverneur u. Administrator Omphris, ausgeführt, Kirche und Wohnung für den Lehrer auf der Regierungsplantage Cath. Sophia zu erbauen; und schon ehe

⁴⁴ Lesbische Liebe.

alles fertig war, bekamen wir die Weisung, dorthin abzureisen, wo wir mit unseren 2 Kindern, Wilhelm und Adolf am 12. Juli 1855 ankamen. Am 22. Juli 1855 wurde die Kirche feierlich eingeweiht. Unsere Kirche und Wohnung standen mitten auf dem Zuckerfeld⁴⁵, da gab es gleich von Anfang viel Arbeit, bis nur Wege, Negerwohnungen, Küche, Gärten usw. angelegt waren. Dabei hatten wir 80 Kinder in der Schule von 7–15 Jahren, [40] und keinen Schullehrer. Die Brüder erwarteten von der Regierung, sie würde uns einen Schullehrer zur Hilfe geben, und diese wieder überliessen dies den Brüdern, und somit blieben wir 10 Jahre lang, während unseres dort Wohnens ohne Hülfe, obgleich wir damals die grösste Schule hatten. Mein Mann war viel auf Reisen. Die kurze Zeit, welche er Zuhause verbrachte, hätte er mögen viele Hände und Köpfe haben, da sollte er überall mit Rat und Tat beispringen, so dass ich mich nur oft im Stillen wunderte, wie er es aushielt, denn auch auf den abentheuerlichen Bootsreisen, in diesem Distrikt zu Land und See hatte er schwere Strapazen und viele Unannehmlichkeiten durchzumachen, wozu auch gehörte, dass der auf dem Etablissement Batavia wohnende Jesuiten Priester Donders alle Mühe tat, wenn's ihm nicht anders gelingen wollte, unsere armen Kirchleute dort, wenn sie gerade in Not und Verlassenheit waren, um viel Geld in seine Kirche überzuziehen, was ihm häufig gelang. Um die Heiden kümmerte er sich nicht, sondern nur um protestantische Neger. Auch mir war reichlich Gelegenheit geboten, [41] meine körperlichen und geistigen Kräfte anzustrengen, in dem so ungesunden erschlaffenden Klima, besonders, wenn meine alten Dienstleute fieberkrank waren, was häufig vorkam. Da musste ich Köchin, Wäscherin, Bäckerin, Kindermädchen und Schullehrer zugleich spielen, und war oft angegriffen zum Liegenbleiben, besonders wenn auch noch die Kinder unwohl waren.

In der Tagesschule waren die Kinder in 4–5 Klassen eingeteilt; diese alle in Ordnung zu halten, war oft nicht leicht. In der Sonntagsschule waren 10–15 Personen, zum Teil alte abgestumpfte Leute, die aber noch lesen lernen wollten, und nach der Abendversammlung von 8–10 Uhr junge Neger, welche erst lesen, später auch Rechnen und Schreiben lernten. Auch Gesangvereine bildeten sich nach und nach.

1856 den 11. Oktober schenkte uns der Herr ein kleines Töchterlein, während eines Besuchs in der Stadt. In der hl. Taufe [42] erhielt es den Namen Elise Friederike.

⁴⁵ Hier zeigt sich deutlich, wie die Siedlungen im Bereich der Zuckerrohrfelder entstanden bzw. erweitert wurden. Zuckerrohrfelder waren ja bereits gerodeter Busch oder Urwald und daher günstigeres Bauland.

Bald nach unserer Rückkehr nach Cath. Sophia nahm der Herr nach ganz kurzer Krankheit unser bald 3jähriges Söhnlein Adolf zu sich, worüber ich mich im Stillen mehr freute als betrückte. Tags zuvor sass er mit seinem Bruder Wilhelm spielend und singend draussen in der Galerie, jeder sass in einem grossen Palmblatt, (einem Kinderboot ähnlich), mit kleinen Rudern in die Luft rudern. Sie sangen die negerenglische Arie »Na fesi vo da gloritroon«. Das sagte er: »Nein, Bruder, nicht den Vers, wir wollen singen *Gloria, Gloria! tien doezend moi pikien de tan, Dem singi gloria!*« (d.h. zehn tausend schöne Kinder dort sind, sie singen gloria.). Er sang mit heller Stimme. In der Nacht um 2 Uhr bekam er Krämpfe, und verschied nachmittags nach 2 Uhr. – Geschw. Van Kalker⁴⁶ waren gerade zum Besuch bei uns.

Hier waren wir auch mit allerlei lästigen Insekten und Tieren geplagt; besonders viel Zicken hatten wir unseren Kindern fast täglich unter den Nägeln der Zehen herauszubohren, was immer ein jämmerliches Geschrei verursachte; [43] auch von verschiedenen Sorten Schlangen waren wir belästigt, sind aber durch Gottes gnädige Bewahrung nie gebissen worden. Unter dem Wohnhaus, welches auf lauter hohen Pfosten stand, hatten wir unsere Vorratskammern, und sonst allerlei Gebälk, Bretter und dgl. Die kleinen bösen Schlangen krochen gelegentlich aus den Bierkannen, wenn sie geschweift werden sollten. NB⁴⁷: Bier hatten wir nicht, sondern wir kochten Hopfen mit Zucker, ohne Malz, weil letzteres dort sauer wurde; dies wurde in die Kannen gefüllt, Bier genannt.

Die Wasserschlangen hausten gerne hinter den Indianer-Trinkwassertöpfen, hinter Fleisch-, Butter- und Hering-Fässern, und die grossen Aboma⁴⁸, vor der sich die Neger besonders fürchten, kamen in die Gärten, Hühnerstall und unters Haus. Einmal kam unser Wilhelm aus der Küche, (dort stehen alle Küchen ein Stück vom Wohnhaus ab), da kam ein solch riesiges Tier aus dem Zuckerfeld heraus, [44] ihm nachgesetzt über den Weg. Wir schrien von oben herunter: »Schnell, spring auf die Treppe, eine Aboma setzt dir nach!« und eben hatte er die untersten Stufen erreicht, da fuhr sie unter seinen Füssen weg, durch das Lattengitter unters Haus. Einmal hatte uns eine solche ein paar türkische Enten verschluckt, und legte sich neben unseren A.B.⁴⁹, welcher auf den Canal gebaut war, ans Wasser, da rief mein Mann die Chinesen, welche in einiger Entfernung ein grosses Haus bewohnten. Die kamen denn eilends, schossen sie tot,

⁴⁶ Theophil Christian von Calker war Präses von 1855 bis 1868.

⁴⁷ NB = Notabene.

⁴⁸ Name, den die Eingeborenen Guayanas jeder großen Schlange geben, evtl. Boas gigas; letztere sind dunkelgelb und haben dunkle Streifen auf dem Rücken.

⁴⁹ A. B. = Abort.

schleppten sie vor ihr Haus, wo sie ausgenommen und gewaschen wurde; auch die verschluckten Enten wurden zubereitet; die ganze Schlange in Stücke geschnitten, nur das Gift in der Nähe des Schwanzes wurde dem Negerdoktor gebracht. Dann machten sie ein grosses Feuer im Freien, kochten und brateten darauf, gearbeitet wurde vor lauter Festerei an dem Tag nicht mehr. Zuletzt lagerten sie sich alle zur Mahlzeit, die kranken Chinesen, die dies vom Hospital aus sahen, [45] schrien aus Leibeskräften: »Gebt uns auch unseren Teil!«. Sie bekamen aber nichts, und die Gelagerten endeten ihre Mahlzeit mit einer grossen Schlägerei; jeder behauptete, er habe zu wenig bekommen.

Eine solche Schlange kroch einmal im Gemüsegarten hinter der Laube hervor, während ich in der Nähe ein neu gepflanztes Salatbeet begoss; ich nahm Reissaus, musste aber doch bald wieder begiessen, weil mein Mann nicht Zuhause war.

Später, es war ein Jahr vor meines Mannes Heimgang, war ein solches Tier aus dem Hühnerhaus kommend im Hühnergarten hinter einen Schweinestall gekrochen; wir riefen unsere Neger zu Hülfe, aber die ergriffen die Flucht. Mein Mann ergriff eine Grabschippe, und unsere alte treue Köchin, Ana Semiri, einen Hauer, eine Art Schwert, welches statt Sichel und Sense gebraucht wird. Mein Mann stach sie mit der Grabschippe, und hielt sie fest in die Erde gedrückt, [46] aber zu weit nach hinten. Blitzesschnell schoss sie mit dem Kopf durch die Palisaden, ihre zweizäckige Zunge gegen ihn ausstreckend, ganz dicht an seine Hand, und denselben Augenblick hieb die alte Ana die Schlange in den Hals. Nun liess mein Mann die Grabschippe fallen, und kam leichenblass vor Schreck die Treppe herauf. Des Nachts war auch wenig Ruhe, nicht zu erwähnen die blutgierigen Mombieren und Muskieten. Das Wohnhaus in Holland gezimmert, hatte doppelte Bretterwände, nach innen, nach aussen 21 Zweiflügeltüren; zwischen den doppelten Wänden hausten allerlei Tiere, die grossen Ratten, vor welchen sich die Katzen fürchteten, Schlangen, Beuteltiere, deren einmal eins oben auf dem Boden mit der Laterne gejagt wurde, bis es zum Laden heraus auf den Platz herunter schoss, woselbst es die unten im Mondschein stehenden, mit Prügel bewaffneten Neger tot schlugen. [47] Sein Junges behielt es im Beutel, bis es tot war.

Zum Zeichen, dass sie da waren, fanden wir manchmal des Morgens Häute von den kleinen bösen Schlangen oben in der Galerie; doch, wie oft und wo wir beinahe auf solche zusammengeringelten getreten hätten, will ich nicht länger beschreiben, nur, dass wir später noch mit einer solchen gekämpft haben im Hausgang, nämlich unser alter Hazer und ich, eine Stunde vor dem Heimgang meines Mannes.

1859 machten wir eine Erholungsreise nach Europa, in Begleitung der

Geschw. Schwensen, welche aus Gewissenskrupeln von der Gemeinde sich trennten, sie waren streng Alt-Lutheraner, der verw.⁵⁰ Schw. Mosebach mit ihren 2 Kindern und noch 8 anderen Missionskindern, darunter unser Wilhelm und Elise. Es waren, Julius Rsthling, Joh. Menze, Emi Berthold, Lydia Drexler, Elise Eichenauer, Elisabeth und Martha Mosebach; [48] die Beaufsichtigung dieser Kinder war meinem Mann und mir übertragen, um sie dann zur Erziehung in Kleinwelka abzugeben. Den 3. Mai gingen wir an Bord der Louise Christine; fuhren den 4ten in die offene See, wo wir bald alle seekrank wurden, die Kinder kamen am leichtesten davon. Da mein Mann viel seekrank war, und auch Schw. Mosebach mir ihre beiden Mädchen meistens überliess, so hatte ich nicht nur am Tag, sondern auch des Nachts viel aufzupassen, die Abende aber waren die schwerste Zeit, weil sie viel zu früh in die Cajüte hinunter mussten, wo denn gleich das Heimweh sich einstellte. Wir Herrnhuter, wie man uns nannte, hatten die untere Cajüte für uns allein gemietet, die übrigen Passagiere hatten eine Cajüte auf dem Verdeck.

Bald in den ersten Tagen, als eben alle der Seekrankheit wegen sich in die Kojen begeben hatten, [49] sass ich noch allein in einer Ecke, da sah ich unbenutzt zu, wie eben der erste Steuermann sein Blei an einer Schnur in ein Loch neben dem grossen Mast steckte, es senkte, das beim Herausziehen ein gutes Stück lang nass war; schreckensbleich lief er zum Capitän, und dann massen sie noch einmal, worauf sie wie erstarrt einander ansahen; schnell wurde eine Pumpe eingesetzt, und bald noch eine. Da wurde immer gepumpt, wenn wir Passagiere nicht in der Nähe waren, aber es liess sich nicht lange verheimlichen, ohne Unterbrechen wurde nun Tag und Nacht mit 2 Pumpen gepumpt. Die eine Pumpe war fehlerhaft, und wurde wieder eine andere angebracht.

Das war, besonders des Nachts ein ungemütlicher schauerlicher Pumpenton, und hörte man ihn eine kleine Weile nicht, dann war es um so ängstlicher, denn der Leck wurde immer grösser, konnte aber nicht entdeckt werden, [50] obgleich viele Fässer Zucker heraufgezogen wurden, das Schiff ging von Anfang sehr tief, es war zu schwer beladen mit Zucker, Kaffee, Cacao, Baumwolle und Rum.

Nur einen kl. Leck vorne am Bugspriet suchte ein Zimmermann von aussen mit Werg zu verstopfen, was immer nur in dem Augenblick geschehen konnte, wo sich das Schiff auf die dem Leck entgegengesetzte Seite neigte. Die See ging sehr hoch. Ausser dem Schiffsvolk mussten auch alle erwachsenen männlichen Passagiere am Pumpen sich beteiligen. Die Frauen sah man verweint, alles war aufs Höchste gespannt und angegriffen, von den Strapazen und vielen Nachtwachen.

⁵⁰ Verwitwet.

Im Anfang wurde das gepumpte Seewasser durch 2 Röhre in die See geleitet, zuletzt aber wurde alles auf's Verdeck gepumpt, so dass es hin und her schoss, dazu wurde die Witterung immer rauher. Ich zog den Kindern ihre wärmsten Kleider an, [51] hatte aber meine liebe Not mit ihnen, wenn sie mich mit allerlei ängstlichen Fragen bestürmten. »Warum wird immer gepumpt?« »Kommt das Wasser aus dem Schiff?« »Werden wir sinken?« »Warum essen die Leute nicht?« »Warum dürfen wir in der Nacht unsere Kleider nicht ausziehen?« u.s.w. – Ich hatte nur immer auszureden und zu trösten, besonders wenn sich das Heimweh einstellte, welches Lydia Drechsler am meisten bekam. Da hiess es gar oft, »wir wollen wieder nach hause«; »ich will zu meiner Mama«; »ich will zu meiner Nene⁵¹ Gratia«, usw. Aber gebetet wurde viel, und auch gesungen von den Kindern: Christi Schifflein kann nicht sinken. Joh. Menze sang manchmal das Lied:

Wenn mit grim'm'gem Unverstand Wellen sich bewegen,
Nirgends Rettung, nirgends Land
Nach des Sturmwind's Schlägen.
Einer ist's, der in der Nacht,
Einer ist's, der uns bewacht.
Christ Kyrie, Du wandelst auf der See.

Zum Glück hatte ich immer guten Appetit, war auch nicht so ängstlich, denn ich konnte mir nicht denken, [52] dass der Herr werde diese Kinder ertrinken lassen, während ihre Eltern Zuhause so viel für sie beten, besonders während der Seereise, was ich ja aus eigener Erfahrung wusste.

Am 26. Mai wurden beide Rettungsboote in Bereitschaft gehalten. Der Capitän gab Befehl, wir alle sollten unser Wärmstes an, und nicht wieder ausziehen. Sobald er Befehl gäbe, ins Boot zu steigen, dürfe keinen Augenblick gezögert werden; niemand dürfe etwas mit sich nehmen, als was er am Leibe trüge. Die Kinder würden, eins ums andere über Bord geworfen und unten aufgefangen. Ich wendete ein, da kann aber leicht eins ins Wasser fallen und ertrinken; da hiess es: »Besser eins als alle!« 2 grosse Flaschen Öl seien auch bereit, um die wütende See durch einzelne Tropfen vorne weg besänftigen, und sobald er Befehl gäbe, dürfe keines Widerspruch erheben, oder er schiesse; [53] seine Flinte sei geladen.

Die Nacht vom 26. auf den 27. Mai war schrecklich, das Meer wütete und tobte; die Masten krachten, dass man seine eigene Stimme nicht hören konnte; alles in der Cajüte war angebunden, nur die blechernen Nachtgeschirre schossen

⁵¹ Span. Kosewort für kleines Kind; in Surinam Bezeichnung für das Kindermädchen: »Ne[n]ne«.

von einer Seite auf die andere. Ich kroch (denn gehen konnte man nicht), von einer Koje zur anderen, um nachzusehen, und konnte nicht begreifen, wie alle, ohne Ausnahme, bei allem Herumwälzen so gut schlafen konnten. Morgens, wieder von Deck heruntergekommen, erzählte ich meinem Mann, der wieder seekrank geworden war, was der Capitän gestern abend gesagt und dass er diese Nacht mit dem Steuermann und den oben logierenden Passagieren Rat gehalten habe. Jetzt, da wir uns nicht länger über Wasser halten können, (es kam in 3 Minuten 8 Zoll Wasser ins Schiff, wenn einen Augenblick nicht gepumpt wurde) sei das Rathsamste, Land zu suchen, [54] und nun seien wir bereits umgekehrt, um nach den azorischen Inseln zu fahren. Worauf er erwiderte: »Sei nicht bange, wir sinken nicht, so gut der Herr den Apostel Paulus am Leben erhalten hat, so gut kann er auch uns erhalten; die heutige Losung ist sehr tröstlich, und zudem habe ich geträumt, wir führen zwischen 2 hohen Felswänden, kamen dann an eine Stadt, wo wir ausstiegen und 7 Wochen lang wohnten, ehe wir wieder aussegelten.«

Den 28. Mai begegnete uns ein holländisches Schiff. Unser Capitän zog die Notflagge auf, bald konnten sie sich durch's Sprachrohr verständigen. Jenem wurden Grüsse und die Nachricht mitgegeben. Wir führen notgedrungen nach den azorischen Inseln. – Wie gern wären wir da auf das andere Schiff übergegangen, aber die See war zu wild, und unser Capitän wollte nicht. Den 30. Mai erreichten wir die azorischen Inseln, da fuhren wir zwischen 2 Inseln; [55] links war die Insel Piko⁵² mit ihrem 8000 Fuss hohen Berg, dessen Spitze in Form eines Zuckerhuts über den Wolken hervor lugte, und auf der rechten Seite die Insel Fayal⁵³; da sagte mein Mann: »Sieh, gerade so habe ich's geträumt.« Dann kamen wir vor die Stadt Horta, wo Anker geworfen wurde. Bald kam eine Commission von Herren aufs Schiff, die nicht begreifen konnte, wie es möglich war, dass wir nicht gesunken seien. Capitän und Passagiere waren der Meinung, um der Kinder willen habe uns der Herr am Leben erhalten und wir dankten ihm von Herzen für seine gnädige Bewahrung.

Hier war Teuerung, denn es war gänzlicher Misswachs gewesen und die Arbeitsleute, welche aufs Schiff kamen, assen unsere Bananenschalen, welche die Schweine übrig gelassen hatten. In der ganzen Stadt war nur ein einziger Gasthof, welchen unsere reichen Mitpassagiere bezogen, denn es war übermässig teuer. Für uns fand mein Mann ein Kosthaus, wo er den unteren, aber doch hohen Stock mietete. [56] Nur 3 Bettstellen waren da, aber voll Ungeziefer, sodass wir, mein Mann und ich, mit den Kindern (8) uns alle mit unseren mit-

52 Pico.

53 Faial.

gebrachten Matrasen auf die Diele der grossen Stube lagerten, die Bettstelle wurde fortgeschafft. Schw. Mosebachs und Schwensens hatten ihre kleineren Räume für sich. Die Matrasen sah ich jeden Morgen und jeden Abend genau durch; tagsüber hatte ich sie in einer Ecke, etwas von der Wand ab, auf Oeltücher gelegt und auf einen hohen Haufen getürmt, um sie vor Wanzen zu schützen, denn solche Brut mochte ich nicht aufs Schiff oder gar nach Deutschland mitnehmen. Alle, Gross und Klein, bekamen die Ruhr, auch ich hatte sie ein paar Tage zum Krümmen stark, da kam uns unsere kleine hom. Apotheke recht gut zu statten, denn in dem teureren Land wagten wir nicht, einen Arzt zu nehmen. Den Kindern gab ich arawrodt⁵⁴ und Reis zu essen, und braunes Brotwasser zu trinken, und jedesmal, wenn die Besserung recht im Gange war, fütterte sie Br. Schwensen zum Aerger wieder mit Käse (Quark, halbverdorbenem), und frischen Feigen, [57] was gewöhnlich einen Rückfall zur Folge hatte. Ich war mit der Pflege bei Tag und Nacht sehr angestrengt, konnte auch nur ein paar mal mich auf der schönen Insel umsehen; dagegen machte mein Mann mit den Kindern, so oft es anging, kleine Ausflüge. Die erste Woche gab ich von jedem Kind ein Kleidchen auswärts zum Waschen; da traf's sich, dass mein Mann an der Wäscherei vorbei ging, und sah, wie sie die Kleidchen mit Steinen auf Steinen klopfen; und als ich sie ungeplättet zurückbekam, waren sie ruiniert und alle Knöpfe samt dem Zeug abgeschnitten, daher ich fortan selbst wusch, wozu ich aber das Wasser bezahlen musste. Als bei den Kindern die Ruhr aufgehört hatte, bekamen sie alle Ausschlag, der aber nach und nach wieder verging.

Die Bevölkerung dieser portugiesischen Insel war katholisch, ich sah auch manche Prozessionen vorüberziehen. In 2 Kirchen war ich auch. [58] Unser Hauswirth erzählte, es seien 9 Priester in hiesiger Stadt, alle unverheiratet, aber ein jeder habe ein Häufel Kinder herumlaufen. In letzter Zeit hätten die Priester viel in den Kirchen gebetet, der lb.⁵⁵ Gott möge Schiffe verunglücken lassen und sie hierher treiben, damit die Leute Verdienst bekämen. Es war auch eben ein französisches Schiff angekommen, aber nur, um Trinkwasser einzunehmen. Auf dem unsrigen gab's freilich mehr zu verdienen. Das ganze Schiff musste ausgeladen und umgelegt werden. Erst war man sehr im Zweifel, ob das von oben schön aussehende Schiff werde noch einmal so weit ausgebessert werden können, dass es seine Reise bis Holland vollends beendigen könne; denn alles

⁵⁴ Arrowroot = leicht verdauliches Stärkemehl aus den Wurzeln oder Knollen verschiedener tropischer Pflanzen, die Pfeilkraut genannt werden.

⁵⁵ lb. = lieb.

Kupfer, womit es beschlagen war, war los; es leckte an vielen Stellen, aber der Hauptleck war gerade unter unserer Cajüte. [59]

Endlich am 20. Juli, nach einem 7 wöchentlichen Aufenthalt, segelten wir mit dem schwer beladenen Schiff wieder aus; (es musste zwar täglich noch 3 mal gepumpt werden, ging aber bei günstigem Wind gut vorwärts. Den 5. August ankerten wir im Haven von Neuwediep, und kamen den 6ten glücklich in Zeist an.

In Neuwied besuchten wir unsere Geschwister, und kamen über Dietendorf nach Kleinwelka am 12. September, voll Lob und Dank gegen den Herrn. Unsern Wilhelm und die übrigen Kinder gaben wir in den Anstalten ab. August und Theodor bewillkommneten uns schon in Bautzen, und die Freude des Wiedersehens war gross.

Den 4. Oct. reisten wir nach Bönningheim, Hornberg, Langenschildach, usw. zu unseren Geschwistern und Verwandten, mit unserer kleinen Elise. Überall, wo wir hinkamen, war die Theilnahme gross. Auch in Königsfeld besuchten wir. Herr Pfarrer Hahn in Hesslach bei Stuttgart hatte uns brieflich eingeladen, [60] dort verbrachten wir 8 vergnügte Tage. Zum Abschied schenkte er mir ein kleines Harmonium⁵⁶ und ein Choralbuch aus der Brüdergemeinde.

Am 22. Nov. kamen wir, wieder über Neuwied und über Gnadau, am 16. Dez. in Kleinwelka an, wo wir die Wintermonate bei unseren Kindern verbrachten, dazwischen machten wir kurze Besuche in Herrnhut und Gnadenfrei, mein Mann auch in Niesby⁵⁷. Unsere kleine 3½-jährige Elise wagten wir, nach den Äusserungen des Br. Wullschl. in Berthelsdorf nicht wieder mit nach Suriname zurück zu nehmen, was mich einen schweren Kampf kostete. Geschw. Ulbricht nahmen sie zu sich, und vertraten Elternstelle an ihr.

Am 26. Mai 1860 reisten wir nach schwerem Abschied von unseren Kindern wieder von Kleinwelka ab. Die Reise ging über Dietendorf und Neuwied, [61] wo unser August seit kurzem in die Lehre getreten war. Von Dresden nahmen wir für unseren Kirchengebrauch eine grosse Seraphine⁵⁸ mit. Nach 10 tägigem Aufenthalt in Zeist reisten wir am 19. Juni nach Amsterdam, und gingen am

⁵⁶ Mit Harmonium ist hier offensichtlich nicht das Musikinstrument, sondern ein Buch zur Harmonielehre gemeint.

⁵⁷ Gemeint ist Niesky, Ort mit eigenem Pädagogium der Brüdergemeinde in der Oberlausitz.

⁵⁸ Serafine (holl.) = kleine Salon-Orgel, Serafine-Orgel, Vorläufer des Harmoniums, 1833 von dem Engländer John Green erfunden und wegen seiner rauhen Töne vom Harmonium verdrängt, das Evans entwickelte.

20ten von Neuwediep aus (jetzt Ymieden⁵⁹) in die See, wo wir uns dem Schutz des Herrn empfahlen. Schon am 24. Juni, als eben an Bord alles lustig tanzte, bei glatter See, selbst der am Steuer stehende Steuermann blieb nicht fest auf den Füßen, liefen wir in der Nordsee, noch ehe wir ganz den engl. Kanal⁶⁰ erreichten, auf eine Sandbank auf. Hätte uns der Herr nicht bald Hülfe geschickt durch englische Fischer, so wäre es bei höherer Flut an dieser gefährlichsten Stelle um unser Leben geschehen gewesen, denn schon hatte sich das Schiff bedeutend auf eine Seite gelegt. [62] Erst nachts um 1 Uhr wurde es wieder frei, und der Lotse brachte es in den Hafen von Harwich⁶¹. Hier war Aufenthalt bis zum 11. Juli, währenddessen ich nur einmal in die Stadt ging.

Ausser zwei Damen hatten wir als Mitpassagiere den ungläubigen Juden Aletrino aus Paramaribo mit seiner Frau und 3 Kindern, davon das eine nur ein paar Monate alt. Dieser Jude stiess oft die grässlichsten Lästerverse aus gegen die Bibel. Er sagte, er habe die Bibel alten und neuen Testaments schon 2 mal durchgelesen und finde, es sei das schlechteste Buch, was existiere; er mache es dem Salomo nach, mit vielen Weibern. Denn sagte er wieder: »Verflucht sei derjenige, welcher die Trauung erfunden hat, und wisst ihr, warum der Herrnhuter Laden den grössten Zulauf hat in Paramaribo? Sie sagen den Negern: `Wer seine Ware nicht bei uns kauft, der wird nicht getauft'«. Die Ursache, warum nicht allein Neger, sondern auch Weisse, Mestizen⁶², Castizen⁶³ und Mulatten⁶⁴ unseren Laden anderen vorziehen, wusste er nicht anzugeben. [63] Einmal sagte er: »Vor dem Sterben fürchte ich mich nicht, und wenn's auch heute schon sein müsste; ich will überhaupt nach meinem Tod in kein kaltes, sondern in ein heisses Klima«. An demselben Tag segelten wir wieder aus, und nachts um 12 Uhr, es war am 12. Juli, stiessen wir mit einem Schoner zusammen. Aus tiefem Schlaf erschreckt, fuhren wir aus den Kojen. Ich rief: »Schnell heraus! Wir sind mit einem anderen zusammengestossen! Eins von beiden wird sinken.« Der Stoss, das Krachen und das Geschrei der Seeleute auf beiden Schiffen, samt den Passagieren in stockfinsterner Nacht war fürchterlich. Der Schoner hatte mit seinem Bugspried unser Schiff in die Seite gestossen, und wäre er nur ein klein wenig mehr in die Mitte gestossen, so wären wir gesunken. Aber eine unserer

⁵⁹ Siehe Anm. 9.

⁶⁰ Ärmelkanal.

⁶¹ Hafen an der Ostküste der englischen Grafschaft Essex.

⁶² Span. *mestizos*: Mischlinge zwischen »Weißen« und Indianern.

⁶³ Span. *castizos*: Mischlinge zwischen »Weißen« (Spaniern) und Indianern.

⁶⁴ Span. *mulatos*: Mischlinge zwischen »Weißen« und Sklaven afrikanischen Ursprungs.

Damen wäre beinahe in ihrer Koje zerdrückt worden. [64] Das Tauwerk beider Schiffe hing ineinander und schleppten so zusammen bis vor Dover, wo dann unser Schiffsvolk das Tauwerk des Schoners durchhackte. Beide Schiffe waren sehr beschädigt. Draussen stehend, entdeckte ich, dass ich in der Verwirrung statt meinen Mantel, meine Steppdecke umgehängt hatte; doch darauf achtete niemand, sondern mehr auf den Juden, der nicht aufhören wollte zu schreien: »Ach Gott! Ach Gott!«. Er war ganz verstört und verängstigt, ass und trank nicht mehr, kümmerte sich um seine seekranke Frau und Kinder nicht, sondern nannte letztere kleine Teufel, und spottete über das Beten bei Tische. Er war Kaufmann⁶⁵, da meinten die Seeleute, er müsse ungerechtes Gut an Bord haben. Den 13. liefen wir in den Hafen von Portsmouth⁶⁶ ein, wo wir wieder einen Aufenthalt von 18 Tagen hatten. [65]

Den 31. Juli wurden wieder die Anker gelichtet und unser Jude fing aufs Neue an, sich wie ein Wahnsinniger zu gebärden. Tag und Nacht lief er auf dem Deck hin und her, in die Ferne ausschauend. Er liess dem Kapitän und Steuer- mann keine Ruhe, wenn sie sich schlafen legen wollten, obgleich beständig einer zum Aufpassen die Wache hatte, beständig rief er: »Een schip en sicht!«. Nötigte man ihn, zum Essen an den Tisch zu setzen, so stand er gleich wieder auf; riefen seine 2 Knäbchen »Vader wy heben niets te eten; die moeder heeft ook honger!« so nahm er keine Notiz. Die Matrosen nannten ihn »de wandelnde Jod«. Einer rief: »koi hem over bord!« Ein anderer versprach ihm einen Pack Schläge für Surinam, und ich besorgte seine Frau und Kinder, das kleine badete ich auch, nur die Windeln, welche er zuvor jeden Tag auf dem Verdeck mit Seewasser und einem Schrupper gewaschen hatte, litten jetzt Not. Der Steuer- mann sagte zu dem Juden »Myne Heer, u heeft zeker met de duivel en verbond gemaakt!«. [66]

Wir kamen jetzt bei günstigem Wind schnell vorwärts; wenn der Wind so anhält – sagte am 26. August der Steuermann – dann sind wir in 8 Tagen in Suriname; da erwiderte mein Mann: »Ich glaube nicht; vor dem 10. September kommen wir nicht nach Suriname.« Dies schien den Steuermann zu verdriessen, indem er sagte: »Wie kann denn Herr Dobler sowas sagen, der nicht einmal ein Seemann ist.« Aber merkwürdigerweise wurde gerade am 10. September im Hafen von Suriname Anker geworfen.

⁶⁵ Surinam war seit 1614 eines der Refugien der verfolgten Juden, die dort vor allem Handel trieben.

⁶⁶ Großer englischer Hafen am Ärmelkanal in der Grafschaft Hampshire.

Als wir landeten, wurden wir mit grossem Jubel aufgenommen. Es dauerte lange, bis wir im Missionsspeisesaal ankamen, weil wir unterwegs auf beiden Seiten so viel Red und Antwort geben mussten. Die Neger sagten, es sei viel für uns gebetet worden. Br. Berthold schrieb von unserem Posten Cath. Sophia aus, die ganze Plantage sei in Pläsir-Aufruhr [67] über unserer endlichen Ankunft.

Wir besuchten nun auf einigen Aussenposten die Eltern, deren Kinder wir zum Teil nach Kleinwelka gebracht hatten.

Am 26. Sept. 1860 langten wir wieder auf Cath. Sophia an, wo Geschw. Berthold einstweilen unsere Stelle vertreten hatten. Am 18. Okt. machte ich die Tour nach der unteren Saramacca und nach dem Etablissement Batavia mit. Überall war grosse Freude und viel Fragens nach unseren Kindern.

Auf Cath. Sophia liess der Verwalter Herr Anstein für unsere mitgebrachte Seraphine einen kl. Empor⁶⁷ bauen; die Neger waren sehr erfreut über das Instrument, und nach der ersten Predigt kamen so viel alte Weiber hinaufgestiegen, als eben Platz fanden, um diese neue Erscheinung zu bewundern; sie dupften drauf herum, und wollten auch spielen lernen. [68] denn sagten sie: »Ke! Fa bakra koni!« D.h.: Ach! Wie sind die Weisen klug!

Den 26. Nov., als wir um die grosse Sandbank draussen auf offener See nach Batavia am Fluss Copename fuhren, waren wir wieder in grosser Lebensgefahr. Die Neger konnten das kleine, alte Tentboot nicht mehr regieren vor der Wut der schäumenden See, die uns mehrmals auf die Seite warf und über uns weg fuhr. Ausschöpfen konnte man nicht mehr, wir sassens im Wasser und hielten uns fest, so gut es ging. Mein Mann sagte: »Nun können wir unsere Seelen dem Herrn empfehlen. Ich war ja schon mehrmals auf meinen Pl. Reisen in grosser Gefahr, aber es war doch kaum so schlimm.« (Einmal, wir wohnten in der Stadt, kam er auch von dieser Tour nach Hause. Die Bootsneger kamen ihm zuvor und sagten: »misi!⁶⁸ uns ist etwas passiert, sowas haben wir noch nicht erlebt, wir waren schon unter Wasser, da auf einmal tut Gott ein Wunder, er zog uns wieder heraus.«) Als wir aber seitwärts geworfen, halb unter Wasser waren, taucht das Boot wieder auf, und die See wurde bald spiegelglatt. [69] Ich hatte, als wir dem Sinken nahe waren, dem Herrn meine Seele seiner vergebenden Gnade empfohlen, und ich dachte meiner armen Kinder.

Die Gesichter der Neger sahen aschfarbig aus, und hernach, nach einer kleinen Pause, beschuldigten sie einander wegen ihrer zu späten Abfahrt und weil sie sich erst vom Lehrer zusammensuchen liessen, als es schon so spät war. (Die Reise um die grosse Sandbank musste immer mit dem letzten Fallwasser ge-

⁶⁷ Empore.

⁶⁸ Sranang *misi* = Herrin.

macht werden, ehe die Flut kam). Da meinte unser junger Thomas Tontje: »Um den Lehrmann war mir nicht so bang, der kann schwimmen, und wir hätten uns suchen am Boot festzuhalten; wäre aber die misi gesunken, dann wäre ich von den Negern zuhause bestürmt und beschuldigt worden, ich glaube, sie hätten mich toteschlagen, weil mich der Lehrer vor der Abreise so lang gesucht hat.«

Den 9. April 1862 wurde unsere kleine Lydia während eines Besuchs in der Stadt geboren, und erhielt den 11. Mai die hl. Taufe. [70]

In den ersten 2 Jahren nach unserer Rückkehr von Europa ging alles seinen gesegneten Gang. Mein Mann pflegte zu sagen, »Ich habe einen schweren, aber seligen Beruf und wünsche, im Missionsdienst bleiben zu können, bis an mein Lebensende; Lohn haben wir nicht, aber unser Gnadenlohn erwartet uns im Himmel.«

Im Anfang des Jahres 1863 suchte uns der zeitige Administrator Slengaarde auf vielerlei Weise das Leben schwer zu machen, und auch seiner angetrauten Frau presste er manche Träne aus. Er kam jetzt öfter zum Besuch und verführte viele junge Mädchen nach Landessitte, so dass mein Mann genötigt war, manche von denselben von der Gemeinde auszuschliessen, und andere von Taufe und Abendmahl zurückzusetzen, worüber er natürlich erbost wurde. Wenn die Neger aus der Kirche kamen, hielt er sie in seiner Gallerie stehend, wo sie vorbei mussten, an, forschte sie aus, und frug: »Was hat euch der Lehrer heute wieder weisgemacht? [71] Seid doch nicht immer so dumm und glaubt ihm alles. Wie könnt ihr nur immer in die Kirche laufen? Ich bin auch ein Christ, und werde eben so gut selig wie er, obgleich ich höchstens 2 mal im Jahr in die Kirche gehe (er war reformiert). Wartet nur, bis ihr erst frei seid, dann braucht ihr nichts mehr nach ihm zu fragen; ihr lasst euch denn in meiner Kirche taufen, da könnt ihr machen, was ihr wollt, und werdet nicht ausgeschlossen.« Er versprach ihnen, ein grosses Fest für sie zu veranstalten.

Bei seinem nächsten Besuch liess er ein grosses Tanzzelt nicht weit von der Kirche aufrichten, liess eine Anzahl unserer Kirchenbänke hineintragen, unseren 4 armigen Kirchenleuchter abnehmen und hineinhängen; alles durch unsere Kirchdiener, welche als Sklaven nicht widerstehen durften, auch mussten sie, während der 3–4 Tage, wo Tag und Nacht getanzt und getrunken wurde, die Tänzer bedienen. Dazu hatte er 12 Musikanten und Trommler, [72] und viel Getränk aus der Stadt kommen lassen. Zuletzt lagen viele betrunken herum, wie das Vieh, und war ein wüster Lärm. Da auch am Sonntag, als die Predigt anfangen sollte, das Lärmen und Trommeln nicht aufhörte, und doch manche Bessergesinnte sich bei uns einfanden, so wollte ihnen mein Mann eine Versammlung im Wohnhaus halten, musste aber doch aus Mangel an Sitzplätzen, mit ihnen in die Kirche ziehen, liess aber die grosse Türe nach dem Tanzhause zu. Als er

noch, hinterm Liturgistisch⁶⁹ am Sprechen war, sandte der grosse Herr seinen Diener in die Kirche, und liess ihm sagen, er solle augenblicklich zu ihm kommen. Mein Mann liess sich aber nicht stören, sondern hielt seine Versammlung zu ende. Hernach ging er hin. Da traf er denn den stolzen Herrn in einer Wuth, von der er sich vor den vielen Negern in folgenden Worten Luft machte: »Herr Dobler,« (das gewöhnliche Domine⁷⁰ liess er weg) [73] »Wer hat ihnen erlaubt, bei geschlossenen Thüren und ohne Glockengeläute die Sonntagspredigt zu halten?« Antwort: »In Betreff der Thüren ist mir weder eine Erlaubnis noch ein Verbot zugegangen; auch war nur die vordere Tür zu, aber nicht geschlossen, auch habe ich keine Kanzelpredigt gehalten.« »Was? Haben sie nicht gepredigt? Wissen sie ihre Instruktion nicht, dass sie jeden Sonntag in hiesiger Kirche zu predigen haben?« Antw.: »Bei solcher Störung kann und wird dies niemand von mir verlangen.« – »Gut, ich werde sie, sobald ich in die Stadt zurückkehre, beim Gouverneur verklagen.« Antwort: »Das soll mir lieb sein, ich werde mich zu verantworten wissen.« Das war eine schwere Zeit, denn dieser Slengarde hatte eben auch genug Verehrer unter den Negern. [74]

Den 1. Juli 1863 erfolgte die den Negern so lang ersehnte Emancipation⁷¹; und da auf unserer grossen Plantage so viele zusammengebrachte Neger von andern eingegangenen Regierungsplantagen wohnten, so kam aus Vorsicht und zur Sicherheit, ein Kriegsschiff von der Stadt auf einige Wochen, auf welchem der Schwiegersohn des Gouverneurs Kommandant war. Die Frau des letzteren besuchte mich viel, sie lernte Kinderschühchen bei mir stricken, wofür sie sich erkenntlich zeigte. Durch sie erfuhr der Gouverneur von dem Vorgefallenen; worauf er den Herrn Slengarde zu sich beschied, ihm einen sehr scharfen Verweis gab; und da er überhaupt ganz schlecht gewirtschaftet hatte, wurde er bald abgesetzt, und die Pl. an einen Engländer verkauft.

Die Neger waren bei ihrer Emancipation sehr enttäuscht; nach ihren Begriffen sollte jeder freie Mann von allem frei sein, tun können, was er will, arbeiten oder nicht. [75] Nun aber mussten sie noch 10 Jahre lang mit ihren Arbeitgebern, die sie sich wählen und suchen konnten, Contract schliessen, auf ein oder zwei Jahre oder so lang sie wollten, aber arbeiten mussten sie, wenn sie leben wollten; denn jetzt hatte Samstag das Austeilen von Bananen, Reis, Fleisch

⁶⁹ Liturg(us): der die gottesdienstliche Handlung ausführende Geistliche, der dabei hinter dem Liturgistisch sitzt.

⁷⁰ In den Niederlanden übliche Titulatur und Anrede eines protestantischen Pfarrers.

⁷¹ Emanzipation = Sklavenbefreiung. Schon 1814 war die Sklaverei verboten worden; es durften daher keine neuen Sklaven eingeführt werden, aber erst 1863 wurden die noch in Sklaverei befindlichen Menschen freigelassen.

und Fisch, sowie die Neujahrsausteilung an Kleidern und Kochgeschirr ein Ende; dazu waren sie verpflichtet, ihre Kinder und alte Eltern selbst zu ernähren. Diejenigen Alten, welche keine Kinder hatten, bekamen vom Land wöchentlich 1 fl.⁷² Am schlimmsten waren diejenigen Alten daran, deren Kinder sie ganz im Stich liessen.

Da hörte man oft sagen: »betre hoi ben tan slavoe« (besser wir wären geblieben Sklaven). Die Löhne waren klein und die Lebensmittel teuer. Da war grosse Unzufriedenheit und viel Stehlens. Auch in unserem Negerhaus wurde gestohlen. Eines Morgens wachte meine Waschfrau auf, da stand ihre Türe weit auf und alles, samt Kisten und Kasten fort, [76] nur ihre Matraze, auf der sie lag, war ihr geblieben. Samstags, wenn der Verwalter die Löhne auszahlte, war gewöhnlich grosser Lärm vor seinem Haus; sie glaubten sich oft betrogen. Da kamen sie denn zu uns, liessen sich ihre verschiedenen Arbeiten ausrechnen, und ihr Geld zählen. Auch liess der Verwalter einigemal, wenn er nicht mit ihnen fertig werden konnte, meinen Mann zu Hülfe rufen, und jedesmal wurden sie überzeugt, dass sie um keinen Cent betrogen waren; sie waren noch zu ungeübt im Rechnen.

In unsere nächste Nachbarschaft kam nun der uns feindlich gesinnte Comisar Weezenhagen zu wohnen. Er verbot meinem Mann, ferner Neger zum Rudern zu mieten, sie sollten von jetzt an nur für Feldarbeit gebraucht werden. Selbst unsere zwei Schuljüngens, die wir auferzogen hatten, sollten ihm nicht gelassen werden. Da gab's viel Seufzer, die in der Not zum Herrn aufstiegen. [77] Zwei kleine Plantagenbesitzer gaben ihm aber doch einige Knaben und alte Neger. Zu der Zeit herrschte das Wechselfieber auf allen Plantagen an der Saramacca, sodass bald wenig Leute mehr arbeitsfähig waren.

Auch unser Nachbar Weezenhagen musste krankheitshalber nach der Stadt, um ärztliche Hülfe zu suchen. Seine gemietete römische⁷³ Ruderneger aus der Stadt wurden einstweilen dem Sekretär zur Verfügung gestellt. Diese Neger nisteten sich ganz in unserer Nähe ein. Zu gleicher Zeit fehlten mir oft Hühner, Enten und kleine Schweinchen, und der Verdacht ging auf Tigerkatzen⁷⁴ und ähnliche Raubtiere. Da kam eines Tages ein Neger von unserer Kirche zu mir, und sagte: »Misi, ich will dir etwas im Vertrauen sagen; ich gehöre auch zu den Bootsleuten des Comisar, auf unseren Touren leben diese römischen Neger nur von deinem Federvieh, sie kaufen sich kein Fleisch.« [78] Und wirklich, als ich anfang aufzupassen, sah ich bald von meiner Gallerie aus, wie sie mein Vieh mit

⁷² 1 fl. = 1 Gulden.

⁷³ Römisch = römisch katholisch.

⁷⁴ Kleinere amerikanische Wildkatze.

Reis und Bananen in die geöffnete Hofthüre des Comisar, und von da in die Küche lockten, und hinter demselben die Thüre zumachten. Darauf ging ich hin und bat, mir meine Tiere zu verschonen, indem ich sie zu unserer Nahrung selbst nötig hätte, und mich genug plagen müsste, sie gross zu ziehen, wozu ich den Caro (Welschkorn)⁷⁵ selbst pflanzte, und für die Enten wöchentlich 2 mal im Busch Holzläuse suchen müsse. Sie liessen mich reden; sobald ich aber wieder in meiner Wohnung angekommen war, kam einer dieser Neger, blieb unten stehen, pfiiff und schalt mich dermassen aus, dass ich genötigt war, von einer Stube in die andere zu gehen, aber auf welche Seite ich auch ging, so war er doch immer wieder da; unter anderem rief er: »Du Herrnhuterin! hast uns gar nichts zu sagen. Euch braucht man nicht hier, schert euch fort in die Stadt, es gibt noch andere Leute, wie ihr, bald werden unsere Priester euch verdrängen«, [79] und noch viel abscheuliche Worte. Mein Mann war verreist. Erst versteckte ich mich, und dann ging ich weinend zum Sekretär, um ihm das Vorgefallene anzuzeigen. Er versprach, die Sache zu untersuchen. Und da eben derselbe Neger vorbei ging, sagte ich: »Dieser ist's, der mich eben so ausgescholten hat.« »Gut,« sagte er, »ich werde sie rufen lassen«. Ich bekam aber hernach keine Antwort. Als ich mich dann bei ihm erkundigte, sagte er: »Sie haben gesagt, es sei nicht wahr, sie wüssten nichts davon«. Dies war ganz surinamisch; aber mir war's doch zum Galenüberlaufen, als noch obendrein mein grosses Schwein mit seinen Jungen, sich müsam auf unseren Platz hinschleppte, bluttriefend mit zerspaltenem Rücken, auch meiner alten ehrlichen Ana stahlen sie ihr Schweinchen, welches ihr mein Mann geschenkt hatte. Jetzt bekam meine kleine Lydia Fieber und Krämpfe, welche 3 Tage anhielten. Da war denn gleich eine Anzahl alt und junger Weiber bei der Hand, [80] mit allerlei gutem Rat. Den dritten Tag, als mein Mann nach Hause kam, gab er ihr belladonna⁷⁶, und nach einer Stunde waren Fieber und Krämpfe weg. Auch ich hatte ihr dies Mittel gegeben, aber diese Weiber redeten mir solange zu, bis ich mich ein wenig entfernte, um zu ruhen, und als ich zurück kam, hatten sie ihr Zwiebeln in die Nase gerieben, zu meinem grossen Verdross. Ich bekam jetzt das Gallenfieber⁷⁷; mein Mann und Lydia das Wechselfieber⁷⁸. Keines konnte dem anderen helfen, nur unsere alte Ana, welche auch das Wechselfieber hatte, kroch auf Händen und Füssen herum, um uns kleine Handreichungen zu tun. Was uns die treue Seele Gutes

⁷⁵ Caro wäre ein Doldengewächs, evtl. Pimpinelle. Welschkorn aber ist Mais, der hier wahrscheinlich gemeint ist.

⁷⁶ Heilmittel aus *Atropa bella-donna*/Tollkirsche.

⁷⁷ Gallenblasenentzündung.

⁷⁸ Auch Sumpffieber = Malaria.

getan, und in der Not beigestanden hat, wolle ihr der Herr in der Ewigkeit lohnen. In meiner Fieberhitze war mir oft, als verbrennte ich innerlich, ich phantasierte viel. In einer Nacht kämpfte ich unter einer Türe mit 2 Personen, ich wollte in die Saramacca laufen, um mich abzukühlen. [81] Diese 2 Personen, die ich nicht kannte, waren erwähnte Ana und die ebenso treue Helferschwester Maria Lucia, welche von der 2 Stunden entfernten Plantage Hurvelykroeg herbeigeeilt war, um uns Hülfe zu leisten. Einmal wurde mir klar, dass 3 schwer Kranke in *einem* Schlafzimmer sind; da sagte ich: »3 beisammen, da kann keins gesund werden«. Ich zog meine Matraze aus der Bettstelle, zerrte sie unter die Türe, wo sie mir abgenommen und in die Esstube auf die Diele gelegt wurde. Da lag ich denn neben Lydia, auf der Diele, mein Mann in der Schlafstube, und konnten kaum Notiz von einander nehmen. Weit und breit war kein Arzt. Das Glas Wasser neben mir war gleich leer; einige mal in der Nacht kroch ich herum, um mir etwas Kühlendes für meinen Gaumen zu suchen. Die Natur sah auch in der Sonne ganz grau aus. [82]

Nachdem wir 14 Tage auf diese Weise jämmerlich zugebracht hatten, kamen eines Tages 2 Verwalter, die sagten, sie hätten unser Boot an die Landungsbrücke bringen lassen, sie wollten uns jetzt nach der Stadt schicken, in ärztliche Pflege, ich möchte mein Nötigstes für die Reise einpacken. Da kroch ich denn an den Wänden herum, um das Nötige zusammen zu suchen; hernach stellte sich's in der Stadt heraus, das ich Kleider für gesunde Tage, aber nicht für Nachtkleider und Wäsche gesorgt hatte.

So schlepten mich denn diese 2 Herren den langen Landungsplatz hin und trugen mich die Treppe hinunter ins Boot, wo wir alle 3 zusammen gekauert lagen, in dem ganz engen Raum, hatten aber alles offen, um Luft zu bekommen. Schrecklich war die darauffolgende Nacht, in der wir 6 Stunden lang still liegend, die Flut abwarten mussten, und als wir endlich durch den langen Canal waren und an der Stadt landeten, da schleppte sich mein Mann mühsam fort, um eine Droschke zu bestellen, in die ich gelegt werden sollte; [83] aber sie war zu klein für meinen steifen Körper. So schaukelte ich lange in der qualvollsten innern und äusseren Hitze, in der ich nach Luft schnappte, bis ich auf einmal von 2 Männern herausgehoben wurde, die ich mit meinen grau sehenden Augen nicht erkannte (es waren die Brüder Raatz und Gerhard). Ich frug nur: »Wo kommen die Engel her, die mich aus der Hölle ziehen?«

Als ich wieder zu mir selber kam, lagen wir alle 3 in unseren Betten, 2 Treppen hoch, in der grossen Stube, über dem Laden, von schwarz und weissen Gesichtern umgeben. Eine Person sagte zu den andern: »Der Arzt hat gesagt, für sie sei mehr Gefahr als für ihn«. Mein Mann hatte nämlich Fieber mit starkem Schüttelfrost.

Nachts hatten wir einen Wächter, der uns alle Stunden Medizin reichte. [84] Ich bekam Wochen Laxirmittel⁷⁹ und Calomel in Masse, und von dieser Pferdekur furchtbare Schmerzen und Krämpfungen im Leib. Dieser Contract-Arzt Lyons, ein Jude, nachdem er nichts mehr mit mir anzufangen wusste, erklärte mich für wieder hergestellt. Er sagte: »Frau Dobler, Sie können jetzt wieder auf die Plantage zurückkehren, müssen aber kräftig leben, damit Sie wieder auf die Beine kommen«. Ich glaubte, nicht recht zu hören, denn ich hatte kaum noch ein Denkungsvermögen, und musste anfangen, gehen zu lernen, wie ein Kind. Alle 3 noch recht schwach, reisten wir wieder ab, aber zu Hause angekommen, bekamen wir schon in den ersten Tagen alle wieder das leidige Wechselfieber, welches kein Ende nehmen wollte, wobei uns unsere Berufsgeschäfte oft recht sauer wurden.

Um seinen Posten nicht zu vernachlässigen, reiste mein Mann oft mit schwachem Fieber ab, und ich mühte mich mit einem jungen mitgebrachten Zimmermann (Joseph Snomolas), den lernte ich in seiner freien Zeit besser schreiben, [85] holländisch übersetzen, worin ich selbst noch schwach war, dass er mir im Notfall in der Schule helfen konnte; denn jetzt, seit die Neger frei waren, sollten sie auch in der Landessprache unterrichtet werden. Ich schleppte mich mühsam herum, ging auch oft mit Sterbensgedanken um, und als ich mich eines Tages wieder gelegt hatte, und sehr schwach war – ich hatte erst meines Mannes Koffer gepackt für seine Reise – da wurde ihm der Abschied sehr schwer, er fand meinen Puls ganz schwach und fürchtete das Schlimmste, doch auch diesmal ging's vorüber, und ich schlich wieder an mein Tagewerg. Da besuchte uns einmal ein junger Deutscher Arzt, der von Batavia nach Paramaribo reiste, der sagte zu meinem Mann: »Herr Dobler, was ist mit ihrer Frau? Sorgen Sie rasch, dass sie Ihnen nicht stirbt!« »Ja, was ist da zu machen? Die Angst habe ich schon lange, das ewige Fieber u.s.w.«. Der Doktor liess sich Papier und Tinte geben, mit dem Bemerkten: [86] »Ich verschreibe ihr ein gutes Rezept, und das nehme ich jetzt gleich mit, und geb es Herrn Clemens«. Der sandte gleich 12 Flaschen Porter⁸⁰ Bier, eine dicke Flüssigkeit, alle vormittags 9 Uhr ein kl. Gläschen und ½ Stunde lang spazierengehen. Dies brachte mich wieder zu Kräften, aber blutarm bin ich geblieben, auch blieb mein Gedächtnis für immer geschwächt.

An allerlei Gemütsbewegungen fehlte es auch nicht. So kam eines Tages unsere einzige Kuh, einen Dolch tief im Leib stecken, in ihren Stall geschwankt, den man nur mit Mühe herausziehen konnte. Dies war ein Chinesenstück; die

⁷⁹ Abführmittel.

⁸⁰ Dunkles, bitteres Starkbier.

hatten immer jeder seinen Dolch in der Seite hängen. Nachts gingen sie oft truppenweise mit grossem Lärm an uns vorbei, mit Flinte und Dolch bewaffnet, ins Negerdorf, wegen ihren unrechtmässigen Weibern, die ihre Männer im Dorf hatten. Die Kuh litt so lange, bis sie starb. [87]

Am Karfreitag 1865, als ich eben aufgestanden war, sagte mein Mann, noch im Bett liegend und nach Osten deutend: »Was ist das nur, das dort in weiter Ferne im Busch passiert ist? Es ist jemand in grosser Lebensgefahr.« Ich erwiderte: »Du hast wohl geträumt?« »Nein, es ist kein Traum, sondern Wirklichkeit; es ist, als ob jemand mit dem Tode ringend um Hülfe schrie.« Diese Aeusserung wiederholte er beim Frühstück wieder. Abends in der Dämmerung kam eine unserer Negerinnen vom Dorf und erzählte, wie man dort bekümmert sei um Petrus François (Helferbruder) und einen Schulknaben, die habe der Verwalter anstatt des krank gewordenen Jägers in den Busch geschickt, um etwas zu schiessen, und heute, am 3ten Tag seien sie noch nicht wieder zurück, und dieses fortwährende Regenwetter. Nur der Hund sei nach Hause gekommen und sei wie rasend um die Frau des Petrus herum gesprungen. [88] Die aber habe ihn nicht verstanden, sondern ihn mit Schlägen fortgejagt. Da sagte mein Mann: »Das ist's, was ich gesagt habe, dort, nach jener Richtung werden sie sein, wäre es nur nicht so stockfinster und so schrecklich Wetter, und ich so steif, ich ginge gleich, sie suchen«.

Er frug, ob denn bis jetzt noch niemand suchen gegangen sei. Da hiess es: »Der masra⁸¹ hat niemand geschickt, und wenn wir gegangen wären, hätte er uns nicht dafür bezahlt«. Es war eben Zeit in die Abendversammlung zu gehen. Mein [Mann] ermahnte sie und hielt ein inbrünstiges Gebet für die Armen, Verlorenen, so wie für die Anwesenden; dass ihnen doch der Herr, der aus Liebe für sie sein Leben gelassen, ihre steinharten Herzen erweichen möge, damit sie doch ein Mitgefühl für ihre armen, im Busch verirrtten Brüder bekommen mochten. Kein Auge bliebe trocken. Morgens, 1 Stunde vor Tagesanbruch, läuteten sie von 5–6 Uhr die grosse Pl. Glocke. [89] Ob vielleicht die Verirrten den Glockenton hören möchten. Dann teilten sich alle Männer in 4 Truppen, und gingen mit Flinten und Blashörnern nach 4 Richtungen in den Busch, bliesen, schossen und riefen, auch einige kleine Kanonen wurden geschossen. Da, in der 9ten Stunde, erschien auf einmal Petrus unter unserer Türe und sagte: »Misi, mi de!«, d.h. misi, ich bin da. Auf die Frage wo er herkomme, deutete er genau nach der Richtung, wohin mein Mann gezeigt hatte, er sagte: »Wi ben de tennen ... na 4 de verdieping«. D.h. »Wir waren weit, weit, bis —

⁸¹ Sranang masra = Herr.

über den 4ten Sumpf. Wir hatten einen sehr grossen Büffel geschossen, den wir fast nicht im Stande waren, zu schleppen, darüber verloren wir den Weg« – Wege gibt's gar nicht in diesem Distrikt –, »wir wussten nicht mehr, von welcher Seite wir gekommen waren, [90] und nach welcher Richtung wir uns wenden sollten. Wir suchten und irrten umher, wir konnten beinahe nicht Tag und Nacht unterscheiden, so finster war es; um den Büffel kümmerten wir uns nicht mehr, es regnete auch ohne Aufhörung. Wir weinten und beteten, und dachten nicht anders, als wir müssten im Busch sterben. Nach langem Suchen kamen wir unter einen ungeheuer grossen Baum, um dessen Stamm herum es noch trocken und etwas erhöht war, auch lag trockeners Laub und dünne Reise darunter; da setzten wir uns bei einbrechender Nacht, gestern Abend, nieder; wir waren sehr müde und traurig, und da ich sehr gebetet hatte, fiel mir ein: Jetzt wird der Ieriman in der Kirche für uns beten und das wird Gott erhören; dann nahm, ich eins von den paar Schwefelhölzern, die ich noch hatte, zündete es an und machte ein Feuer von dem trockenen Gesträuch. Darauf röstete ich eine Schildkröte, die wir gefunden hatten; wir assen ein wenig und schiefen dann ein. Als wir aufwachten, [91] war es Morgen und die Sonne stand zum erstenmal wieder am Himmel; jetzt wussten wir den Weg, wir richteten uns nach der Sonne«. Auf meine Frage: »Habt ihr denn das Läuten, Blasen, Rufen oder Schiessen nicht gehört?« sagte er: »Nein, wir haben gar nichts gehört, als Bäume rauschen. Aber Gott hat uns den Weg gezeigt, durch die Sonne.«

Am 10. Juli 1865 trat mein lieber Mann seine letzte Reise nach der unteren Saramacca an; er kam aber nicht weit, sondern kam schon den 13. wieder unwohl nach Hause. Den 14. legte er sich ganz mit Fieber (Sumpffieber). Ein Arzt war nicht vorhanden. Er sprach vom Heimgehen. Auf meine Einwendung sagte er: »Was könnte mir denn besseres wiederfahren, als wenn mich der Heiland jetzt zu sich nähme, du weisst ja, wie schwer ich's habe«. Freitags sagte er: »Mama, ich werde heimgehen; dann begrabe mich neben unserem Adolf«. Er betete viel und laut für sich, mich, unsere Kinder und seine Pflegebefohlenen. [92] Er lag in grosser Fieberhitze, wünschte aber wegen kalten Füssen, wollene Strümpfe anzuziehen, was auch geschah. Den letzten Abend musste er noch einmal aufstehen. Als er stehen wollte, war er so schwer und kraftlos, dass ich beinahe samt ihm auf die Diele fiel. Nur mit der äussersten Anstrengung brachte ich ihn wieder zu Bett. Die Nacht durch litt er mit grosser Geduld. Als ich früh wieder aufstand, um ihm etwas zu besorgen, sagte er: »Mama, gönnst du dir denn gar keine Ruhe? Ich habe es schwer gehabt, aber du wirst es noch schwerer bekommen«. Das fiel mir später oft ein, wenn ich schweres zu tragen hatte. Er empfahl seine Seele in inbrünstigem Gebet dem Herrn, bat ihn für alle seine Sünden um Vergebung, und starb im festen Vertrauen auf das blutige Verdienst

Christi, während die herbeigeströmten Neger einige Heimgangsverse sangen unter Schluchzen und Weinen, am 23. Juli 1865.

[93] Unser alter Hazart, ein Tau[f]kandidat, sank vor Schreck an die Wand und sagte: »Ach Gott! Was wird jetzt aus mir werden, jetzt bin ich kein Mensch mehr«. Manche Ausgeschlossene weinten lange und wollten nicht mehr von der Leiche weg gehen und ich konnte ihnen sagen: »Wenn diese Bretter hier und die in seiner Schreibstube reden könnten, wie oft und viel er da gekniet und für uns und euch gebetet und gerungen hat, mit dem Herrn, ihr würdet nicht mehr so ruhig fortsündigen können«. Möge ihm der Herr einen reichen Gnadenlohn geben. Ihm von den 2000 Seelen, die er getauft und zum Herrn gewiesen hat, viele vor seinem Thron wieder finden lassen und uns einst alle dort wieder zusammen führen. Manchen Götzentempel hatte er zerstört und manche Götzenpriesterin getauft, wovon vielleicht wenig bekannt wurde, denn er pflegte nie zu sagen, ich habe nicht Zeit, Berichte zu machen, der Herr weiss, was ich tue. [94]

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich das Gerücht, auf fast allen Plantagen von der Saramacca; die Arbeit wurde eingestellt und scharenweise kamen die weissgekleideten Neger herbeigeströmt, so dass bald Haus und Platz angefüllt war von einer schwarzweissen Schaar; ich mit meinen Kleinen war die einzige weisse Person. Der Helferbruder Petrus François hielt das Begräbnis. Tags darauf kam Br. Hellström, um mir behilflich zu sein beim Einpacken, und so reiste ich tiefbetrußt mit meiner kleinen Lydia und meiner alten Ana nach der Stadt zurück. Letztere war untröstlich über meines Mannes Heimgang, und hatte mich gebeten, so lange bei mir bleiben zu dürfen, bis ich nach Europa reise.

Den 8. August bekam ich wieder Wechselfieber, welches überhaupt noch nie ganz aufgehört hatte; in Folge dessen litt ich sehr an Engigkeit, Leber und Milz waren angeschwollen, [95] was bei vielen Erwachsenen und Kindern die Wassersucht⁸² zur Folge hatte. Vor meinem früheren Arzt, mit welchem Kontrakt gemacht war, sträubte ich mich, lieber wollte ich ohne Arzt bleiben. Da aber die Engigkeit beängstigend und das Fieber heftiger wurde, so kam ich in die Behandlung des deutschen Arztes Campen, der mich mit Gottes Hülfe in der Zeit von einem Vierteljahr ganz kurierte.

1866 den 17ten April reiste ich mit Lydia in Gesellschaft der Geschw. Bleichen und Rätling mit ihren beiden Kindern Louise und Marie nach Europa zurück, auf dem kleinen Zweimaster, Doska Helena, der nicht für Passagiere eingerichtet war. Ein Lotse brachte uns mit dem Dampfer hinaus in die offene

⁸² Wassersucht: Hydrops, Ödem, krankhafte Flüssigkeits- und Wasseransammlungen in Gewebe und Körperhöhlen.

See, setzte uns aber schon vor Paramaribo auf der Ueberseit auf die Sandbank, wo wir den andern Morgen noch fest sassen, und noch einmal Besuche bekamen von den Brüdern van Kalker und Clemens, und einigen anderen, [96] auch meine alte Ana war dabei, und brachte uns noch etwas mit auf den Weg. Kapitän und das Schiffsvolk waren gute Leute, aber die Kost war Matrosenkost, und der Raum war so eng, dass für mich kein Platz zum Schlafen war. Lydia und ich hatten ganz im Durchzug (denn eine Tür war nicht zur Kajüte), eine Notstelle mit Brettern bekommen, die nur für Lydia lang und breit genug war; von oben wurden wir viel mit Seewasser bespritzt, und ich bei meiner noch s[ch]wachen Leibeshütte, verbrachte jämmerliche Nächte. Diese Seereise wurde mir schwerer als meine 3 vorigen; ich weinte manche stille Träne, und kam mir so recht eine verlassene Witwe vor; auch Lydia war noch ein blasses, schwächliches Kind, von ihrer langen Fieberzeit her. Eines Tages, als ich sie in die Höhe hob, und über Bord in das sternenfunkelnde Meer sehen liess, da schaute sie bald nach oben, bald nach unten, dann frug sie: »Mama, ist dieser Himmel auch in Surinam?« Antw.: »Ja!« [97] Da rief sie mit lauter Stimme: »Papa, Papa!« – wartete aber natürlich vergebens auf Antwort.

Wir bekamen heftigen Gegenwind, und am 25.–26. Mai Sturm; alle Lücken wurden fest zugemacht, alle beweglichen Gegenstände in der Kajüte gebunden, auch Papa Bleichen wurde in seiner Koje angebunden, um nicht heraus geschleudert zu werden. Abends um 11 Uhr war der Schreck gross: bei furchtbaren Stössen und Krachen kam plötzlich die See von der Luke oben herunter auf uns geströmt, während unser Schiff seitwärts in die Tiefe fuhr. Ich dachte, wir seien schon begraben und schrie »Ach, Herr, nimm meine Seele in Gnaden an!« Doch der Herr, dem Wind und Meer gehorsam sind, half uns auch da wieder heraus. Am 28. Mai bekamen wir wieder günstigen Wind. Den 6. Juni erreichten wir den englischen Kanal, und am 9ten die Nordsee bei strenger Kälte, für uns, die wir aus dem heissen Klima kamen. Es fielen Schlossen, da schrien die Kinder von Verwunderung, [98] »es regnet Reis!«, denn Schnee oder Schlossen hatten sie noch nie gesehen. Nach einer stürmischen Seereise von 53 Tagen langten wir glücklich in Neuwediek und Zeist an und dankten dem Herrn von Herzen für seine Durchhülfe und Bewahrung.

Den 10. Juli 1866 in Neuwied angekommen, zog ich gleich ins Wittwenhaus, wo auch noch mancherlei Schweres meiner wartete.

Ich kann mit Recht in den Vers einstimmen:

»Bald mit Lieben, bald mit Leiden,
kamst Du Herr mein Gott zu mir.

Nur mein Herze zu bereiten, sich ganz zu ergeben dir.«

Summary of the Article by U. Thiemer-Sachse about Elisabeth Dobler: Something of my Life

Elisabeth Dobler, née Schlör (1819–1887) lived in Surinam with her husband as a missionary from 1845 to 1866. She had come to Neuwied as a young woman, and married Johannes Dobler (1811–1865) there in 1844. In the same year they left for Surinam. After her husband's death, she moved into the widows' house in Neuwied in 1866. Here she wrote her memoirs, which differed from the customary Moravian memoir both in the amount of detail they contained and in their critical tone. In her memoirs she describes her work in the Neuwied girls' school, her service as a missionary in Surinam, the relationships between the Moravian missionaries, and everyday life in a foreign land. The report concludes with her arrival in Neuwied.